

VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 36.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 19. September 1892.

Vierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

38. Jahrg.

Ihr Kritiker.

Humoreske von Marie Knauff.

Nachdruck verboten.

Doktor Lothar Bergen, spiritus rector einer viel gelesenen Zeitung der Großstadt, saß vor dem Schreibtische seines Redaktionsbüros und plauderte mit einem Besucher, dem alten Kommissionsrat Bieweg, welcher dem Doktor schon seit Jahren befreundet und Besitzer mehrerer einträglichen industriellen Etablissements war. „Beste Redakteur, Sie müssen noch auf vierzehn Tage zu uns nach Elsenau hinaus. Sie verkonsumentieren gar zu viel Tinte, und das ewige Hocken am Schreibtische macht Sie zum Hypochonder! Wir, d. h. ich und meine Ehehälfte, befinden uns schon seit Anfang Juni draußen, in einem höchst zuträglichen dolce far niente. Hätten mich nicht geschäftliche Rücksichten für zweimal vierundzwanzig Stunden hierher gesprengt, so würden Sie mich jetzt sicher nicht zu Gesicht bekommen haben. Morgen schon dampfe ich wieder ab. Also — heraus aus der Tretmühle! Wir dürfen Sie übermorgen in Elsenau erwarten, nicht?“

Mit diesen Worten versuchte Rat Bieweg den jungen Redakteur seinen Berufspflichten abtrünnig zu machen und für die Sommerfrische anzuwerben. „Habe keine Zeit“, lautete die Antwort, „die erwünschte Hege Politik —“

„Ah bah! Weg damit! Bei dieser Hitze macht man keine Politik. Im Vertrauen: wir vermitteln Ihnen auch die Bekanntheit unseres Elsenauer Saisonierens, Witwe eines alten Hamburger Geschäftsfreundes, die seit etlichen Monaten hier wohnt, Besitzerin einer eigenen Villa, augenblicklich zur Kur in Elsenau, reich, unternehmend und kapriziös ist, wie alle Schöpfung des Glückes — mit einem Worte: Herz, was verlangst du!“

„Das meine sehr viel! Doch inkliniere ich, offen gestanden, für junge Witwen.“

„Sehen Sie! Ueberdies gerade etwas für Sie, interessanter Blauschmuck, schreibt jetzt ein Buch.“

„Apage Satanas! Nur kein bücherstreibender Feminismus — seien es Witwe oder Jungfrauen! Das schönste Weib kann mir verleidet werden, wenn es die Feder hinterm Ohr oder Tinte an den Fingerspitzen hat.“

„Beruhigen Sie sich, Frau Elsa Ferrand giebt nur — ein Kochbuch heraus.“

„Gott sei Dank! Das hat doch wenigstens praktischen Sinn. Küchenrezepte sind gefahrlose Erzeugnisse weiblicher Inspirationen.“

„Apropos, Doktörchen, Sie haben die Feder wie-

der einmal in Lauge getaucht, Ihre Kritik im heutigen Morgenblatt über — Dromedaria —“

„Dahomira“, verbesserte der Redakteur lachend. „Teufel! War ägend! Ich verstehe mich zwar auf poetische Erzeugnisse durchaus nicht, für mich ist ein Buch — ein Buch, ich laufe sie in Dugenden an, schneide aber nie die Blätter auf! Jedes meine Frau, die liest, nein, die verschlingt sie, und sie schwört darauf, daß Dromedaria eine sehr schöne Geschichte sei. Wer ist denn der Anonymus, dem Sie so die Leviten gelesen?“

„Weiß ich's? Jrgendein frühreifes, höheres Töchterchen vermutlich, dessen Gehirn wunderbare Blasen geworfen.“

„Ja, ja, für Backfische — von einem Backfische geschrieben,

hieß es nicht so in Ihrer Kritik? Hahaha! Die arme Verfasserin wird wenig entzückt sein von dem unterzeichneten Doktor Lothar Bergen.“

„Wahrheit ist oft eine bittere Pille! Diese Geschichte in zwei Bänden: Dahomira, ein verkanntes Herz — ist überhaupt nicht ernsthaft zu nehmen.“

„Geh! nur mit all' dem unverdaulichen Geschreibsel!“ rief der Rat, „es lebe unsere liebe Freundin, Frau Elsa Ferrand, und ihr Kochbuch!“

„Hoch! Sie lebel! Und mit ihr die wackern Damen sämtlicher Hausfrauenvereine!“

„Also Doktor, Sie kommen nach Elsenau?“

„Es sei, ich komme, wär' es auch nur — der hübschen Witwe wegen. Vielleicht bediziert man mir das Kochbuch, und mein Name kommt direkt vor die Anleitung zur bürgerlichen Kücheneinrichtung. Das könnte auch reizen. Jeder Mensch hat seinen Ehrgeiz.“

Nach diesem lebhaften Zwiegespräche schüttelten sich die beiden Herren herzlich die Hände, der Rat verließ die Bürostube, und Doktor Lothar Bergen versenkte sich wieder in die imaginäre Zukunft und Interessensphäre Deutsch-Ostafrikas, welchen beiden der eben unter seiner Feder befindliche Leitartikel galt.

Zwei Tage darauf machte sich der Doktor wirklich heraus, begab sich mit dem Unentbehrlichsten, dessen ein Sommerfrischler bedarf, auf die Südbahn und kam glücklich um die Mittagszeit in der idyllisch zwischen Bergen gelegenen Sommerfrische Elsenau an. Er suchte sich zuvörderst in einem Hotel ein behagliches Heim zu sichern, dann eilte er, den Kommissionsrat in seiner Villa zu begrüßen und — seine Anweisung auf die junge Witwe in Erinnerung zu bringen, denn eine interessante Badebekanntheit ist jeder Kur dienlich und rehabilitiert die verstorbenen Nerven nicht minder, als Luft, Licht und dolce far niente.

Leider hieß es: die Herrschaften wären ausgegangen, vermutlich auf den Rückenberg, würden erst gegen Abend zurückkehren. Bergen ließ sich nun betreffs des Weges orientieren und trat frischen Mutes die Wanderung nach dem Rückenberge an.

Freiheit, Sonnenschein, Blumenduft, Vogelsang nach Bureaukunst, nach Daur von Druckerwärze und den täglichen, aufreibenden, geschäftlichen Placereien hatten unsern Helben in die animierteste Stimmung versetzt, und er schritt mit so jugendlicher Elastizität vorwärts, daß nach dreiviertel Stunden die Anhöhe beinahe erstiegen war.

Plötzlich unterbrach ein lautes Hundgebell die Stille der Waldheimlichkeit, und gleichzeitig sprang aus grün-



Fig. 1.

Konzerttoiletten.
(Beschreibung Seite 355.)

Fig. 2.

nem Gebüsch, welches an den Abhängen üppig wucherte, ein winziges graues Mispelbäumchen hervor, in wüthender Offenheit gegen den Ankommenden. Dieser konnte sich des zähnefletschenden kleinen Ungetüms nicht anders erwehren, als indem er seinen Spazierstock kampfbereit schwang. Da rauhste ein selbnes Kleid, schnelle Schritte nahen von rechts, der Doktor wandte sich und vor ihm stand eine junge Dame, die mit den Worten: „Keine Gewaltthätigkeit, mein Herr! Lottchen, mein Viehchen, komm!“ die Hände schützend über den bissigen Bierfüßler ausstreckte. Sie war allerliebste! Von ebenmäßigem, schlankem Wuchs, mit feinem Profil, großen blauen Augen, goldblondem Haar — ein echtes Greichen, nur in modischer Eleganz. „Capperlot!“ dachte Bergen, „verteufelt hübsch!“ indem er die plötzliche Erscheinung, die gleich einem deus ex machina in seinen Gesichtskreis trat, wohlgefällig betrachtete und höflich seinen Hut küßte. „Der Berggeist!“ rief er dann lachend aus, und mit Pathos citierend: „Und mit ihren Götterhänden schlägt sie das gequälte Tier! Verzeihung, meine Gnädigste, aber Lottchen hatte es unzweifelhaft auf meine Lackstiefel abgesehen!“

Die Dame blickte schalkhaft drein und erwiderte: „Lottchen macht nur Lärm, ist aber ungefährlich. Sollten Sie nicht wissen, mein Herr, daß die lauten Kläffer selten beißen?“

„Sehr richtig,“ bestätigte Bergen, „eine Erfahrung, die auch mir nicht entgangen ist.“

Seltam! Die hübsche Blondine kam ihm so bekannt vor, er mußte ihr schon öfters begegnet sein, aber wo, wo?

„Ich sah dort auf jener Steinbank und hatte mich in ein Buch vertieft,“ erklärte die junge Dame, allem Anscheine nach noch immer bemüht, den bissigen Pöbel zu entschuldigen, „da glaubte sich mein treuer Begleiter verpflichtet, das Terrain zu überwachen. Aber — verzeihen Sie,“ — es kam etwas zögernd aus ihrem Munde — „ich sinne hin und her, täuscht mich eine Ähnlichkeit, oder kennen wir uns? Von Ansehen gewiß. Ich bin Ihnen in der Residenz öfters begegnet — nicht? Doch wo — wo?“

Sie fixierte ihn jetzt, unzweifelhaft mit besonderem Wohlgefallen. Bergen war in der That ein stattlicher Mann. Eine Anzahl Verehrerinnen zählte er in der Stadt. „Ja — wo? Auch ich habe die Frage bereits an mich gestellt,“ erwiderte er, und senkte seinen Blick tief in die Augen des interessanten Gegenübers. Eine kleine Pause trat ein. Beide betrachteten einander jetzt so genau, als wollten sie sich gegenseitig wissenschaftlich ergründen.

Wenn nach Shakespeare (siehe Romeo und Julia) die Liebe bei der ersten Begegnung zwischen Mann und Weib gleich einem elektrischen Funken aufblitzt und Herzen entzündet, so darf man annehmen, daß auch jetzt ein ganz besonderes Fluidum magnetisch wirkte, hinüber und herüber, von ihm zu ihr, von ihr zu ihm — von der schönen Unbekannten zu dem Redakteur Doktor Lothar Bergen, dort oben auf dem Rückenbende.

„Ich hab's, ich hab's!“ rief plötzlich die junge Dame, indem ein lebhaftes Rot ihre Wangen färbte, „wir trafen uns — in allen Premieren.“

„Richtig, warum fiel mir das nicht gleich ein, in allen Premieren, wo können sich moderne Menschen auch besser finden!“

Nun war die Bekanntschaft beglaubigt und besiegelt. Gemeinlichkeits Premierenabende führen die Menschen einander näher gleich Postkutschfahrten seligen Andenkens. Wieviel hatten die beiden nicht einander mitzuteilen, zu fragen, zu medifizieren! Richtig, das ist ja die reizende Blondine dritte Parkettreihe links, sagte sich Bergen, die mir schon längst ins Auge stach.

Zu der That, gestand sich ihrerseits die reizende Blondine, das ist ja der interessante Vollbart, erste Parkettreihe rechts, dessen Namen ich vergeblich erforschte! Was man nun daheim, allerlei gesellschaftlichen Rücksichten wegen, nicht wagt, erscheint uns ganz natürlich in der Sommerfrische; so und so viel Meter höher über dem Meeresspiegel fühlt man sich weltenthaben und ledig allen Formelwesen — daher der Doktor sans gêne um Erlaubnis bat, auch eine kurze Rast auf der Steinbank machen zu dürfen. Die Erlaubnis ward ihm gern gewährt, und nach wenigen Minuten saß unter Bärchen gemüthlich plaudernd nebeneinander, zwanglos vielerlei besprechend: Litteratur, Kunst, Eis-, Wasser-, Pferdesport, das on dit der bösen Welt u. s. w.

„So pikant das Intognito unserer Bekanntschaft auch ist,“ begann jetzt der Doktor, „und wie gern man hier oben in der Waldesstille auf alle gesellschaftliche Konventionen verzichten möchte, so muß ich doch um die Erlaubnis bitten, meine Gnädigste, mich Ihnen vorstellen zu dürfen: Doktor Lothar Bergen, Redakteur.“

Wie eine über das glänzende Tagesgestirn hinziehende schwarze Wolke plötzlich dunkle Schatten auf die noch eben im Sonnenschein verklärte Flur senkt, so schien plötzlich ein eisiger Hauch das Antlitz der schönen Blondine aller glücklichen Lichtreflexe zu berauben, und ein düsterer Nachtschatten des Schreckens verfinsterte ihre Miene.

„Doktor — Lothar — Bergen?“ wiederholte sie gedehnten Tones, auf jede Silbe ein Bleigewicht wägend. Bergen fielen die veränderten Mienen sofort auf.

„Mißfällt Ihnen der Name?“ fragte er lächelnd, äußerst begierig, nun auch den Namen seiner interessanten Premierendbesucherin zu erfahren.

Sie schüttelte den Kopf, und ein überaus spöttischer Ausdruck entstellte ihr schönes Gesichtchen. Nach kurzer Pause richtete sie dann die Frage an den Doktor: „Herr Lothar Bergen, Sie haben wohl ganz besondere Vorliebe für Backfische?“

„Wieso?“ staunte er, „was soll mir diese nüchterne Fastenspeise?“

„Ach, wer denkt daran! In einem Ihrer letzten kritischen Artikel — es war die Besprechung eines Romanes — bezogen Sie sich mit besonderer Vorliebe immer auf Backfische, sprachen sogar von einer Backfischlitteratur.“

Bergen brach in herzhaftes Lachen aus. „Ich verstehe. Eine Anspielung auf meine Kritik der Dahomira, schrecklichen Andenkens. Sie gehören doch nicht etwa zu den Verehrerinnen dieses — Schauromanes?“

„Durchaus nicht!“ erwiderte die hübsche Blondine, ruhig aber mit schneidender Kälte, „ob indessen die Verfasserin verdient hat, der Lächerlichkeit und schriftstellerischen Vernichtung preisgegeben zu werden, hm, das dürfte doch fraglich erscheinen. Jawohl, schriftstellerischen Vernichtung! Denn nichts trifft tödlicher, als die Peile des Sarkasmus, und von einer bewährten Feder geschleudert!“

„Meine Feder bedankt sich für die schmeichelhafte An-

erkennung!“ lächelte Bergen, sich artig verneigend, „ich bilde mir ein: unsere Autorin ist ein ganz junges, naives Blaustrümpchen, welches meine herben Worte kurieren werden.“

„Wer weiß, ich glaube die Dahomira-Verfasserin wird die schönste Disposition in sich verspüren, Ihnen die Augen auszukragen!“ höhnte die Eisernerde.

Bergen lachte noch herzlicher. „Im Gegenteile, sie wird mir's danken und die Feder ruhen lassen.“

„Hoffen Sie das nicht so zuversichtlich, Herr Bergen!“ rief die hübsche Premierendbesucherin aus, mit dem ehrlichen Brusttone der Ueberzeugung und ganz besonderer Betonung, „wie eitel doch diese Herren Kritiker sind! Die mit einer Selbstgefälligkeit ihre Drakelprüche erteilen, als ob sie in Person auf dem delphischen Dreifuß thronen! Sie wird weiter schreiben — glauben Sie mir — sie wird!“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Bergen, welcher sich über den Eifer der Dame augenscheinlich amüsierte.

„Weil — weil — wohlan! mögen Sie's denn erfahren: weil ich selbst die Verfasserin von Dahomira bin!“

Die Hilfslosigkeit unseres Helden, angehts der über ihn hereingebrochenen Katastrophe — wie er innerlich jammerte über sein Mißgeschick, da gerade sie ihm so ausnehmend gefallen — wie dann die Verfasserin von Dahomira, umgürtet mit dem ganzen Stolge ihres Autorentums und Nachgedanken im Busen, sich schnell erhob und dem gebeugten, trostlosen Redakteur zum Abschiede mit fürchterlicher Ironie sagte: „Es war mir ein außerordentliches Vergnügen, Herr Doktor!“ — und wie der Pöbel Lottchen abermals, instinktiv den Verbrecher ahnend, die Lackstiefel des Feindes als Angriffspunkte erkor — alles das sich auszumalen überlassen wir der Phantasie der geehrten Leserin.

Nach wenigen Minuten sah man Lothar Bergen auf der Nordseite den Rückenbende hinunter steigen, seine Gegnerin, nun erbitterte Gegnerin, auf der Südseite, und zwei Herzen, die sich mittags um zwölf Uhr gefunden — waren um ein Uhr durch das unerbittliche Fatum, einen schlechten Roman und eine allzu schneidige Kritik, wieder auseinander gerissen.

Erst am andern Tage vormittags rüstete sich der Redakteur, den Kommissionsrat in seiner Villa aufzusuchen. Er hatte die Nacht herzlich schlecht geschlafen und war sehr verstimmt. Welch abentheuerlicher Zufall mußte auch gerade ihm die unglückliche Dahomira zur Besprechung in die Hände spielen! Daß solch entzündendes Wesen eine derartige abominable Liebesgeschichte verbrochen konnte, das wäre ihm nie in den Sinn gekommen!

In Villa Bieweg wurde er durch den dienstthuenden Geiße sofort in des Hausherrn Rauchzimmer geführt. Der alte Freund machte eine komische Gebärde des Entsetzens beim Anblicke seines Besuchers und geriet in heftige Erregung. „Aber bester Doktor,“ zeterte er, sogar den üblichen Willkommengruß außer acht lassend, „was machen Sie für Geschichten, zünden helle Flammen an!“

„Was habe ich denn verbrochen?“ fragte staunend der also mit Vorwürfen Ueberhäufte, „bin ich doch gestern erst eingetroffen!“

„Und verderben uns gleich die ganze Situation! Haben ja unsere liebe Hausfreundin tödlich beleidigt.“

„Ich? Unmöglich! Wer ist die Beleidigte?“

„Frau Elsa Ferrand.“

„Wie? Die Dame mit dem Kochbuche?“

„Dieselbe! Sie rief gestern Abend ein über das andere Mal zähneknirschend aus: O dieser Doktor Bergen! Nun kenn' ich ihn also, meinen Kritiker! Rache, Rache!“

„So viel mir bekannt, lieber Rat, habe ich nie ein Kochbuch zur Besprechung in den Händen gehabt.“

„Ach, vom Kochbuche ist gar keine Rede. Ich spreche von der Begegnung gestern auf dem Rückenbende.“

„Wie?“ rief Bergen, der aus seinen Ueberraschungen gar nicht heraus kam, „das war — Frau Elsa Ferrand? Sie ist also die Verfasserin von —“

„Dromedaria!“ bestätigte der Rat.

„Dahomira!“ verbesserte wieder Bergen.

„Meinetwegen,“ grollte der andere, „was weiß ich, ich lese solches Zeug nicht, erfuhr aber das Geheimnis gestern Abend durch meine Frau, als die Ferrand so wie ein Sprüh-

teufelchen gegen Sie spektakelte. Nun haben Sie sich schön in die Tinte gebracht.“

„Aber ich kann doch einen schlechten Roman nicht gut heißen!“

Beide Herren nahmen auf dem bequemen Divan Platz, in der Plauderdecke des Zimmers. „Hier ist eine echte Havana,“ beschwichtigte der Rat, „wir wollen überlegen, was zu thun ist, um Sie wieder ins rechte Fahrwasser zu bringen.“ Sie zündeten die Cigarren an. „Unsere Witwe,“ fuhr Bieweg in vertraulichem Tone fort, „war nämlich mit einem reichen Industriellen in Hamburg verheiratet, der ihr ein hübsches Vermögen hinterließ. Nota bene: ein verwöhntes Frauchen, das all' seinen Launen den Bügel schießen läßt. Spaß! Hat's ja auch dazu. Sonst seelengut. Das ganze Geschreibsel jetzt ist nichts als ein toller Einfall; setzen Sie ihr den Kopf wieder zurecht, indem Sie ihr Herz erobern.“

„Also — ein Kochbuche giebt sie jetzt heraus?“

„Sie hat mir das Geheimnis selbst verraten.“

„Welch merkwürdige schriftstellerische Wandlung!“ lachte Bergen kopfschüttelnd, „von verananten Herzen zu Küchenrezepten ist ein verteuft großer Schritt.“

„Aber mit Hilfe der letzteren, lieber Doktor,“ schmunzelte der alte Pöbel, indem er sich nicht wenig auf seine diplomatische Feinheit zu gute that, „fangen wir das Vögelchen wieder ein! Sprechen Sie heute mittag nur von Karoline Scheibler, Henriette Davidis, Anna Kübler u. s. w. Ich will's schon so einrichten, daß Sie bei Tisch den Platz neben ihr erhalten.“

„Gut,“ versicherte der andere, „ich will für kulinarische Interessen ins Zeug gehen, als ob ich selbst eine Garfische einzurichten gedächte.“

In demselben Augenblick trippelte Frau Bieweg, ein kleines perpetuum mobile mit staunenswerter Zungengewandtheit, ins Zimmer. Auch sie berührte nach herzlicher Begrüßung gleich die Ferrand'sche Angelegenheit und begann eine Freniade über unglückliche Zufälligkeiten und allzu strenge Kritiker. Da indes die Vabestunde bereits geschlagen, mußte das Bieweg'sche Ehepaar ins Kurhaus eilen, und Bergen empfahl sich mit einem verheißungsvollen: „Also auf heute mittag!“

Aber der Mittag versprach nichts Gutes! Als Frau Ferrand — in einer reizenden Toilette, ganz weiß, duftiges

Spitzengewebe mit eingestreuten Moosröschen — zur table d'hôte im Speisesaale erschien, mit verbindlichen Grüßen nach rechts und links, als sie plötzlich Doktor Bergen erblickte und sein Couvert neben dem ihrigen liegen sah, da überzog eine Purpurröte ihr hübsches Gesichtchen. Mit der Grandezza einer Königin näherte sie sich ihrem Plaze, überjah aber den ihr augenbittigen Nachbar so vollständig, als repräsentiere er für sie das Vakuum. Keine freundliche Miene, kein Lächeln mehr, ihre Eisgeblicke bohrten sich ihm gleich Dolche tief ins Herz hinein. „A vos places!“ lautete jetzt die muntere Aufforderung des Rats, „Frauchen an meine Seite — drüben die liebe Ferrand neben unsern Redakteur! Die beiden Herrschaften haben schon das Vergnügen ihrer näheren Bekanntschaft, nicht? (Unsere Witwe machte eine Miene, als laute sie Moe hinunter). Vortrefflich!“ Dann zwickerte er mit dem linken Auge Bergen schelmisch zu, als wollte er sagen: Nun vorwärts!

Aber wie auch der Doktor sich abmühte, die Unterhaltung mit Elsa in Fluß zu bringen, sein Bemühen war vergeblich, sie ging in eigensinnigem Schmolzen auf nichts ein. Keine litterarische Frage, keine Toilettenangelegenheiten, keine Anspielung auf die gekrige Rückenbendebegegnung vermochte das schöne Steinbild zu beleben, nur einfüßige Antworten! Unser armer Freund verzweifelte. Da fiel ihm, Gott sei Dank, das Kochbuche ein. Der Moment war günstig. Ein raffiniert zusammengesehtes Ragout wurde eben herungereicht. „Derartige Genüsse zu kombinieren, ist sicherlich eine schätzenswerte Kunstleistung, sind Sie nicht meiner Meinung, Gnädigste?“ Elsa, an welche diese Frage gerichtet war, antwortete kalt: „Eine Kunst, die jeder Küchenjunge erlernen kann!“ Pause. Die Unterhaltung stockte wieder.

„Wie kann ich nur auf das Kochbuche kommen?“ dachte Bergen. Ein Gericht Fische machte die Runde. Gott sei Dank! „Können Sie sich mit der Zubereitung dieses Sechtes einverstanden erklären?“ fragte er, unermüdetlich auf sein Ziel lossteuernd. Die junge Frau verzog spöttisch den Mund. „Sie scheinen mich wenigstens, was Küchenrezepte anbelangt, für kompetent zu halten,“ erwiderte sie spitz, „ich liebe Hecht blau gekocht, Sie jedenfalls — als Backfisch.“ Ihr Tischnachbar überhörte die böshafte Anspielung. „Sie sind mir allerdings kompetent,“ versicherte er, „wer ein Kochbuche schreiben kann —“

Sie ließ ihn nicht ausreden, sondern schleuderte Messer und Gabel so vehement von sich, daß die nächststehenden Teller klirrend erbeben. „Ich — ein Kochbuche?“ stammelten ihre bleichen Lippen, „dieser schriftstellerischen Leistung halten Sie mich also doch für fähig? Bravo! Hahaha! Der Scherz ist unvergleichlich!“ Dem armen Bergen lief es plötzlich eiskalt über den Rücken. „Der Rat sagte mir — er glaubte zu wissen —“ stotterte er.

„Sind Sie bei Sinnen, Herr Rat?“ rief die Verfasserin von Dahomira in nicht länger zurückgehaltener Entrüstung. „Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich meinen Ehrgeiz in die Küche verlegt habe?“

Freund Bieweg sah etwas bestürzt aus. „Neulich, als ich Sie an dem Schreibtische sitzend antraf,“ stotterte er, „und fragte: was haben Sie da unter der Feder —“

„Antwortete ich Ihnen,“ eiferte die junge Frau, „in Rück-erinnerung an eine gewisse kritische Leistung, welche ohnlänglich vollkommen tabula rasa mit all' meinen schriftstellerischen Fähigkeiten machte, scherzweise: Ein Kochbuche! Ich veröffentliche jetzt nur noch Kochbücher! Und diese Bemerkung, welche mir lediglich der Galgenhumor eingab, konnten Sie für bare Münze halten? O kundiger Thebaner! Und Ihnen, mein Herr Doktor, war das natürlich Wasser auf Ihre Mühle! Sie entwickelten mich ja mit besonderem Vergnügen in das geistreiche Gespräch über — blau gekochte Hechte!“ Der armen Elsa war das Weinen so nahe, daß sie die Worte nur krampfhaft hervorstotterte.

„O ein gutes Kochbuche zu schreiben — ist eine That!“ sprach der Doktor mit großer Salbung, „ichon Brillat Savarin, als er seine Physiologie des Geschmacks schrieb —“

„Was geht mich der französische Schlemmer an!“ rief die empörte Witwe mit souveräner Rücksichtslosigkeit.

Glücklicherweise stand man bald vom Tisch auf. Bieweg's rüsteten zu einer längeren Spazierfahrt; aber Elsa und der Doktor zogen sich auf ihre Zimmer zurück, und beide blieben den ganzen Tag unsichtbar. Diese neue Komplikation mit dem imaginären Kochbuche hatte die Situation noch heikler gemacht.

Was Wunder, daß sich der Redakteur und die Verfasserin von Dahomira während der nächsten Tage mit besonderer Emsigkeit mieden. Das gutmüthige Ehepaar Bieweg bot vergebens alle Mühe auf, versöhnlichere Stimmungen herbeizuführen, und so überraschte es niemanden, daß Frau Elsa eines Morgens erklärte, sie müsse Familienangelegenheiten halber nach Hamburg reisen. Beim Abschiede, als die Rätin noch einmal beschwichtigend des Doktors erwähnen wollte, wies die junge Witwe sie energisch ab. „Ich will nichts mehr von ihm hören, es ist alles aus! Ja — warum soll ich's leugnen — ich interessierte mich für ihn, er gefiel mir — aber behüte mich der Himmel! Dieser Bergen ist nicht nur ein böser Kritiker, sondern auch ein Spötter und satirischer Mensch — und ein solcher hat kein Herz! Der Doktor ist jeder Freundschaft und Liebe unfähig.“

Ob sie's glaubte?

Als sein Stern in Eisenau untergegangen war, verließ auch der „böse Kritiker“ die Sommerfrische und kehrte in die Residenz zurück, in die alte Redaktionstretmühle, wie er seine journalistische Thätigkeit zu bezeichnen pflegte.

Der alte Rat aber meinte: „Närrisches Volk, die beiden! sind ineinander verliebt und gehen sich aus dem Wege! Und das hat mit ihren zwei Bänden die Dromedaria gethan!“

* * *

Wochen waren vergangen. Die schöne Sommerzeit hatte dem Regenwetter und den Herbststürmen Platz gemacht. Sämtliche Ausflügler kehrten zu den heimathlichen Penaten und den Kunstgenüssen in die Residenz zurück, und auch Bieweg's waren wieder in das luxuriöse Winterquartier eingerückt. Verschiedene Premierendabende, glorreiche wie enttäuschungsreiche, hatten Lothar Bergen bereits veranstaltet, auf dem alten Parkettplaze seines kritischen Amtes zu wachen; aber so viel Umschau er auch hielt, der bewußte Stern wollte ihm nicht mehr aufgehen: Frau Elsa Ferrand blieb unsichtbar. Da geriet er allgemach in die giftigste Stimmung. Wehe! Die armen Autoren hatten es zu büßen. Doktor Lothar Bergen ward plötzlich ein kritischer

Wermolt! Wohl hatte der alte Bieweg recht: Und das hatte mit ihnen zwei Bänden u. s. w.

Eines Morgens stürzte der letztere plötzlich erregt und äußerst geräuschvoll in das bekannte Redaktionsbureau. „Doktor! Haben Sie schon gehört? Nun, was sagen Sie dazu?“

„Wozu? Ich weiß von nichts.“ „Sie haben ihr doch Unrecht gethan!“ „Wem Unrecht?“ „Ich gönne ihr das Glück von Herzen.“ „Aber in des Teufels Namen,“ rief Bergen, ungeduldig werdend, „von welchem Glück ist denn die Rede?“

„Von unserer kleinen Freundin Elsa Ferrand kommt in nächster Woche am Karolatheater ein vieraktiges Schauspiel zur Aufführung!“

„Ah!“ Bergen war sichtlich überrascht. Es war ihm noch keine Mitteilung gemacht worden. Also wirklich! Sie hatte sich „durchgearbeitet“, man nahm schon Notiz von ihr, denn die projektierte Aufführung an einer der Residenzbühnen war immerhin ein nicht zu unterschätzender Anfang.

„Diese Nachricht würde mich allerdings erfreuen,“ sagte er nachdenklich, „wenn man des Erfolges sicher sein könnte. Sollte aber die Sache verunglücken — das Stück mißfallen? Bei der Reizbarkeit und Empfindlichkeit unserer lieben Freundin dürfte sie unter einem Mißerfolge schwer leiden.“

„Aber es wird ein Erfolg, ein riesiger Erfolg! Ein Lesekomitee hat das Stück geprüft! Die kleine Witwe hat es mir selbst mitgeteilt, sie ist seit kurzem aus Hamburg zurück.“

„Nun, ich wünsche ihr alles Gute, will auch annehmen, daß das Stück die Feuerprobe bestehen wird. Allerdings — einer schönen Frau öffnen sich leichter Thore und Thüren.“

„Sie meinen, das Stück muß schlecht sein — damit Sie recht behalten.“

„Im Gegenteil, ich lasse mich gern bekehren und will mit Freunden einstimmen: evviva, es lebe... ja, wie ist denn die Komödie getauft?“

Da lächelte der alte Rat verlegen; solche sachmännische Fragen genierten ihn etwas. „Hm, hm, närrischer Titel! So etwas wie — der komprimierte Funke.“

„Etwas — Prometheusfunke? Sapperlot!“ lachte Bergen, „nun — qui vivra verra! Wir sehen uns doch in der Premiere?“

„Das meine ich,“ rief der Alte, „ich alarmiere das ganze Parterre! Im Vertrauen: habe meine kleinen Hilfstruppen, man muß doch unserer lieben Ferrand Freundschaft beweisen.“

„Vorwärts, Vorwärts, Rat! Schon mancher Autor hat hinterher ausgerufen: Gott schütze mich vor meinen Freunden!“

Als Bieweg wieder davongepusht war, blieb der Doktor in nachdenklicher Stimmung zurück. „Also sie hastet noch immer nach schriftstellerischen Vorbeeren! Ja, wenn sie nur Talent hätte, aber so... Nun, warten wir den zweiten Versuch ab! Für eine schlechte Schriftstellerin wäre die schöne Frau doch zu schade!“

Endlich nahte der Tag der Premiere. An allen Anschlagssäulen, in sämtlichen Zeitungen war zu lesen: „Der Prometheusfunke, Schauspiel in vier Akten von Elsa Ferrand.“

Wie nur hatte die junge Frau eine Aufführung dieser Erstlingskomödie durchgezogen? Bergen hatte recht: der Schönheit öffnet sich Thore und Thüren leichter. Elsa hatte die Bekanntschaft des Theaterdirektors und mehrerer Schauspieler gemacht, festen Mutes ihr Stück eingereicht, das Lesekomitee ward gewonnen, denn der Prometheusfunke nahm durch einige Originalitäten für sich ein, und was er nicht vermochte, gelang der schönen Autorin. Dazu schlugen Kommissionsrats mit dem ganzen Anhang die Lärntrommel der Reklame, daß es nur so dröhnte!

Aber seltsam! Obgleich Frau Elsa an dem Stücke in leidenschaftlicher Hast Tag und Nacht gearbeitet hatte, gab sie mit diesem Eifer weniger einem poetischen Drange nach, als dem Bedürfnis — Rache zu nehmen an Doktor Lothar Bergen! Wie sie ihren Kritiker haßte! Der Prometheusfunke mußte Erfolg haben, und dieser Erfolg — sollte seine Strafe sein. Beneidenswerter Bergen! Wenn du diesen Umstand gesehnt hättest!

Aber das Glück ist launisch, ein Theaterpublikum unberechenbar, auf einen Erfolg ist nie sicher zu zählen, das ungeahnteste Fiasko zieht sich oft am Theaterhimmel so schnell zusammen, wie ein Hundstagsgewitter bei zwanzig Grad Reaumur!

Darüber sind alle Theaterkennner einig. Auch betreffs des Prometheusfunkens hatten sich die Sachverständigen getäuscht, und wie getäuscht! Gleich einem Leichenbondukte schleppte sich die Vorstellung, durch sämtliche Akte belafet mit dem Abdrucke der Unbehaglichkeit, langsam dahin! Nein! Die hübsche, liebenswürdige Autorin war — keine Dichterin, darüber waren alle einig, ebensowenig wie der Kommissionsrat Bieweg ein Aesthetiker oder Litteraturkennner genannt werden konnte! Endlich — endlich, zu spät für die Ungeduld des Publikums, fiel der Vorhang. Wir übergehen die Enttäuschung von Biewegs, die recht verdutzt dreinschauten, das aufrichtige Bedauern Bergens, die Verzweiflung der Verfasserin — lautlos in den Orkus versank Frau Elsas Komödie der Rache, und was die Erinnyen geboren, ward der ewigen Vernichtung preisgegeben.

Nach dem Schluß der Vorstellung trafen sich Bergen und der Kommissionsrat im Foyer. „Die Aermste,“ sagte ersterer mit aufrichtiger Teilnahme, „lieber Rat, suchen Sie unsere kleine Freundin sofort auf, sie wird jetzt des Trostes recht bedürftig sein!“

„Wo denken Sie hin,“ eiferte der andere, „Kondolenzvisiten sind immer undankbare Geschäfte, jeder würgt seinen Neger am besten allein herunter. Wenn einer an der Börse falliert hat, gehen wir ihm wochenlang im großen Umkreise aus dem Wege. Meine Frau meint nun auch; sie habe kein Talent! Adieu Doktorchen, ziehen Sie nur bei der Kritik die Krallen ein!“ Und der Rat trippelte davon, der Gattin nach, die seiner schon ungeduldig in der Garderobe harrete.

„Das sind Freunde!“ grollte halbblau Bergen, „sie halten nicht einmal vor einem erbärmlichen Theaterfiasko Stand. Ja, ja, Frau Elsa, man soll nicht mit dem Feuer spielen, und die Dessenlichkeit ist doch ein Feuer. Habe ich Sie nicht gewarnt?“

Er verließ das Theater und schlenderte langsam durch die Straßen. Merkwürdig! Konnte er wohl seine Gedanken von ihr losreißen?

Giebt es wirklich heimliche, magnetische Ströme, welche, uns unbewußt, im Menschen thätig sind und sein Thun und Lassen beeinflussen, seine Schritte lenken? Genug! Der Himmel weiß, wie's kam — plötzlich stand Doktor Bergen vor der Ferrandschen Villa. Wo Frau Elsa wohnte, war ihm schon lange bekannt. Richtig! Dort oben, im Erkerzimmer war noch

helles Licht, durch den Spalt der zugezogenen Gardine glaubte der eifrige Späher, welcher gleich einer treuen Schildwache jezt vor der Thüre auf und ab wandelte, eine weiße Gestalt zu erblicken. Jezt verschwand sie. Bergen sah im Geiste die arme Märtyrerin ihrer Feder verzweiflungsvoll auf den Diwan sinken, das Taschentuch vor den Augen — schluchzend, ohne Zuspruch aus Freundesmund. „Ja, ja, solch ein Abend legt sich auf die Nerven!“ seufzte er. „Wie wär's —? Ein Gedanke, wenn auch ein kühner! Soll ich —? Darf ich —? Wird sie's nicht übel vermerken —?“ Er zog seine Uhr. „Es ist bald zehn. Für eine Visite etwas spät. Indes außergewöhnliche Dinge — entschuldigen auch eine außergewöhnliche Besuchszeit. Zudem ist es Christenpflicht! Ich habe sie einstmal niedergeschmettert — heute will ich sie wieder aufrichten.“ Mit dieser Logik des Verliebten war er schon ins Haus getreten, hatte die Treppen im Sprunge genommen, die elektrische Klingel in Bewegung gesetzt und stand, nachdem ihn das kleine, ganz erschrockene Kammerzöfchen der Herrin in fliegender Hast gemeldet — vor Elsa.

„Sie sind's — Sie?“ rief die junge Frau, indem sie freudig überrascht vom Sofa aufsprang und ihm mit Lebhaftigkeit beide Hände entgegenstreckte, als habe sie ihn schon lange erwartet, „ach, das ist schön von Ihnen, daß Sie meiner gedachten! Alle anderen — meine besten Freunde — haben mich heute abend geflohen, als sei ich plötzlich ein Schrecknis geworden. Man wandte die Blicke von mir — man stand mir kaum noch Rede — mein Gott, was habe ich denn verbrochen? Ein schlechtes Stück geschrieben, weiter nichts! Ist das ein Grund, mich gleich einer Geächteten zu meiden?“ Und Thränen strömten ihr unaufhaltsam über die Wangen. „Segen Sie sich zu mir, lieber Doktor, lassen Sie mich weinen, gönnen Sie mir diese Erleichterung! O vanitas vanitatum! Konnte ich die Feder nicht ruhen lassen!“

„Meine liebe Frau Ferrand,“ begann nun Bergen seine beabsichtigte Trostspendung, indem er neben Elsa auf dem Sofa Platz nahm, außer sich vor Entzücken über den freundlichen Empfang und gern bereit, wenn es sein müßte, den ominösen Prometheusfunken — für den Schillerpreis zu empfehlen! „Das Stück ist nicht schlecht, nur mangelnde Technik —“

Elsa lachte jezt unter Thränen. „Geben Sie sich keine Mühe! Augenblicklich spricht Ihr gutes Herz aus Ihnen, nicht der Kritiker! Ach, solch ein Fiasko ist kein Kinderspiel! Ich habe während der Vorstellung Blut geschwitzt!“

„Ich bin auch nur gekommen,“ begann Bergen, etwas unsicher nach Worten suchend, „weil ich das Bedürfnis fühlte, Ihnen — freundlichen Trost zu spenden — Ihnen zu sagen — zu sagen... ach! wie habe ich mit Ihnen gefühlt!“ Er ergriff ihre kleine Hand und küßte sie zärtlich.

„Und diesen Mann konnte ich für herzlos halten!“ tönte es vorwurfsvoll im Busen der jungen Witwe. „Sehen Sie, Doktor,“ sagte sie dann laut, „das ist edel von Ihnen — Sie empfinden keine Schadenfreude, wozu Sie doch eigentlich bezeichnigt gewesen wären, denn ich habe Sie in Eisenau recht schlecht behandelt! Wie kann man nur ein so erbärmliches Stück schreiben!“

„Das Stück ist nicht so schlecht —“ „Spottschlecht, ich fühl's!“ „Und ich sage: nein!“ „Ich dreimal ja!“ „Nein, nein!“ „Ja, ja!“

Es war ein Wettstreit widersprechender Ansichten. Nur war Elsa aufrichtig, und der Doktor log — log, wie einer lügen kann, der verliebt ist. „Der erste Akt,“ beduzierte er, „enthält einige sehr schöne Stellen,“ und er hielt es für angezeigt, zur Bekräftigung seiner Worte der schönen Autorin abermals die Hand zu küßen, „es sind Gedanken darin niedergelegt, die uns zwingen... der Dichterin unsere volle Sympathie zuzuwenden; man mag über das Stück denken, wie man will — die Verfasserin muß man jedenfalls liebgewinnen, o von Herzen lieb!“

Diese Rezensenten! Wie sie ihr Handwerk verstehen, wenn sie à tout prix etwas Angenehmes sagen wollen!

Die Liebeserklärung war wenigstens heraus. Dem Doktor ward plöblich leichter. Auch nahm die kleine Frau seine Neuzerung durchaus nicht unwillig auf; sie senkte erröthend das Köpfchen und flüsterte leise: „Das freut mich sehr!“ Dann fügte sie bittend hinzu, durch gewisse Erfahrungen vorsichtig gemacht: „Aber nicht wahr, Sie werden über das Stück nicht öffentlich Bericht erstatten?“

„Was geht mich die Dessenlichkeit an!“ rief Bergen eifrig, „mögen andere des Richteramtes warten! Aber darf ich Ihnen — eine Extrakritik schreiben? Ein Privatissimum? Recht ausführlich?“

„Bravo!“ rief Elsa entzückt und klatschte in die Hände, „aber die lautere Wahrheit, wie's Ihnen ums Herz ist! Ach, man läßt sich gern belehren!“

„Morgen schon!“ erwiderte er, die Hände, welche sie ihm entgegenstreckte, abermals küßend und sich dann schnell entfernend, elastischen Schrittes, mit den Mienen eines Glücklichen, als habe er eben für die ganze Welt die soziale Frage der Zukunft gelöst.

Als die kluge Witib allein war, überzog ein seltsames Lächeln ihre Züge, und sie flüsterte: „D ich wußte es bereits auf dem Rückenberge, daß es so kommen mußte — unser Herz hat oft seine Liebesahnungen! Ein Privatissimum! Nun ist der böse Kritiker — doch bekehrt! Aber bin ich's nicht auch? Mein Herr Doktor, seien Sie ganz ruhig: ich rühre keine Feder mehr an! Gott sei Dank, wenn man's nicht nötig hat!“

Was für ein Privatissimum der zärtliche Kritiker am anderen Morgen der Geliebten sandte, werden unsere Leser erraten! Er bot der hübschen Witwe Herz und Hand an, und sie erwiderte mit einem glücklichen Ja!

Schon nach wenigen Tagen erhielt der Kommissionsrat, welcher bereits mehreremale besorgt die Frage aufgeworfen hatte: „Wie wird sich Bergen nun mit der Ferrand abfinden? Wie wird er ihr Stück rezensieren?“ — eine schriftliche Verlobungsanzeige des glücklichen Paares.

„Bravo! Nun haben sie sich doch gefunden, wenn auch auf einem kleinen Umwege,“ rief der alte Freund lachend aus, „was die Dromedaria nicht zuwege brachte — hat der komprimierte Funke vermocht! Bergen hat ihr einen Heiratsantrag gemacht, das ist schönen Witwen gegenüber — jedenfalls auch die beste Kritik!“

Trauer Herbst.

Nachdruck verboten.

Des Herbsttags Nebelschatten haben Umsonst gestrebt, Tief alles Lichte zu begraben, Was in uns lebt!

Uns hob und trug auf blauen Schwingen Weit durch den Raum Von hohem Ringen und Gesingen Ein stolzer Traum.

Nun wird zu weichem Windesfächeln Der Sturm im Hag, Leis mit verklärtem Sonnenlächeln Versinkt der Tag.

Da rücken wir vertraut zusammen, Und hold entsacht Durchleuchten goldne Liebesflammen Die stille Nacht.

Frida Schanz.

Wohnung und Tracht.

Von Hans Schliepmann.

Nachdruck verboten.

Niemals ist man in der Kunst der Vorzeit besser zu Hause gewesen, hat man wissenschaftlich richtiger das Bild einer Zeitepoche zu schildern vermocht als in unseren Tagen. Selbst in den ohne Gelehrsamkeit fröhlicheren Schichten der Gebildeten, ja auch der Halbgebildeten noch, würde es unmöglich sein, einen Britannicus in Allongenperücke, eine Atfalpa in Keitrock und Wespentaille ernst zu nehmen, wie man das unter dem „König Sonne“ noch bis zu dessen Majestät hinauf konnte. Ja, wir sind so erstaunlich kostümbewandert, daß wir uns empören, Feuerbachs „Gastmahl des Platon“ in griechischer Gewandung, doch in römischer Architektur gemalt zu sehen. Merkwürdigerweise aber sehen wir den Splitter, den Balken nicht! Wir haben es nur gedächtnismäßig, nicht künstlerisch begriffen, daß Wohnung und Tracht einen Charakter haben müssen.

Man würde lachen, wenn uns ein Bild einen assyrischen Königszug in einer gotischen Kathedrale oder die sieben Weisen Griechenlands in einem chinesischen Boudoirtempel zeigte; daß wir aber tagtäglich nicht viel weißere Stilberstöbe begehen, fällt den wenigsten ein, denn diese Stilberstöbe sind eben „Mode“ und damit für die Mehrzahl harmlos Dahinlebender geheiligt.

Dies Auseinanderfallen im Stile von Wohnung und Tracht ist ein Fehler erst unseres Jahrhunderts; er ist daher vielleicht noch nicht zu alt, um ihn durch Bloßlegung ausrotten zu können.

Solange die Völker noch selbständiges Schönheitsgefühl besaßen und die Mode nicht von einzelnen despotisch „gemacht“, sondern durch naive Auslese dessen, was gefiel, geschaffen wurde, bestand stets eine innere Harmonie zwischen dem Stil der Kleidung und dem des Hausrates. Natürlich! Denn beide wurden von innen heraus gestaltet, aus tüchtigem Empfinden heraus, nicht aber aus der Langeweile und aus schaffensunfähiger Blasiertheit heraus rein willkürlich aus der Vorzeit-Kumpelkammer plöblich auf den Thron erhoben, wie das in Paris und London jezt vielfach geschieht.

Jeder künstlerisch Empfindende begreift, daß zu den feierlichen bühnenreichen Säulenhallen ägyptischer Tempel die Tracht der Priester eine geradezu notwendige Ergänzung bildet, daß derselbe Geist heiterer Schönheit ist, der ebenso, wie über dem griechischen Hause mit den farbenreichen Schatten seiner kühlen Höfe und Gemächer, auch über dem freien Faltenwurf griechischer Gewänder waltete. Man kann sich die Redengehalten des frühen Mittelalters gar nicht anders denken als in ihren weiten, niederen Hallen, unter wuchtigen romanischen Vögelgängen, und die zierlichen Kofotofigürchen nicht anders als in beschnittenen Gärten oder hellen, tolett willkürlich gestalteten Zimmern einherzähelnd. Ueberall fließt die Tracht des Bewohners mit seiner Umgebung zu einem harmonischen Bilde zusammen; einem Bilde, das jedesmal den Zeitcharakter ganz bestimmt ausspricht.

Erst seit wir nach der Abwirtschastung der letzten Ausläufer der Renaissance — Bopf und Empire — mit der Stil- ausgrabung immer wieder neue Versuche gemacht haben, unsere ureigenliche Stillosigkeit zu verbeden, ist der oben geschilderte normale Zustand beseitigt worden.

Man kann schon jezt mit Sicherheit behaupten, daß die Wiederaufnahme aller früheren Stilfassungen eine geschichtliche Notwendigkeit war, um aus der Erschöpfung der Jahre nach 1815 wieder zu lebendigem Kunstempfinden zu gelangen. Man mußte den abgerissenen Faden erst wieder aufnehmen, ehe man weiter spinnen konnte, mußte die verstreuten Bausteine erst wieder sammeln, ehe man an neues Bauwerk gehen konnte.

Aber eine spätere Zeit erst wird klar übersehen, daß man mit den gesammelten Bausteinen gerade so ungeschickt verfuhr wie in der Zeit bald nach der Zerstörung der antiken Kulturwelt. Wie man in der altchristlichen Kunst unbehilflich Säulen aus allen möglichen zerstörten Heidentempeln zu den Stützenreihen der Basiliken verwandte, so hat man auch jezt Schinkel — mit manchen bedeutsamen Ausnahmen freilich — die alten Trümmer unbearbeitet wieder zu einem modern sein sollenden Gebäude zusammengefügt. Der Unterschied ist nur, daß man vor andertausend Jahren hilflos naiv, seit vierzig Jahren aber mit breitpurig gelehrter Selbstgefälligkeit vorging, daß im ersten Falle das ganze Volk sich in ehrlichem Streben zu neuem Kunstgefühl durchzurufen suchte, im letzteren eine Anzahl auf Gelehrsamkeit fußender aristokratischer Individualitäten dem Volke das Heil aus der Vergangenheit hervorholten und aufpropfen wollten. Gaben übrigens diese hervorragenden Geister geirrt, so war es doch in edlem Streben,

in reiner Absicht; die Entwicklung ist über sie hinausgegangen — will wenigstens endlich jetzt über sie hinausgehen; jene Irrtümer sind nicht tadelnswert, sondern nur lehrreich.

Daß aber die ganze Stilbewegung seit der „hellenischen Renaissance“ eine äußerliche, die Masse, das innerste Kunstgefühl nicht berührende gewesen, zeigt eben das Auseinanderfallen von Trachten- und Wohnungsstil.

Die Tracht, der noch viel zu wenig gewürdigte Gradmesser des Kunstgefühls der Menge, ist eine Notwendigkeit; sie wird seit langem nicht von den Besten der Nation, sondern oft von den Geringwertigsten, von den Gelingweilten, erfunden. Sie hat sich daher seit der Stilabwärtigung auf eigenen Geleisen bewegt, oft recht breiten und langweiligen. Die Wiedererwecker der griechischen Antike haben diesen Widerspruch auch empfunden. Uns fällt er bei der Betrachtung schinkelischer Entwürfe, deren antike Säulengänge mit einer Staffage von cylinderbehüteten Herren ausgestattet sind, bis zur Lächerlichkeit auf. Damals aber glaubte man das Kunstleben vom Alltagsleben wie Del vom Wasser scheiden zu können und brachte es deshalb sogar fertig, den König Friedrich Wilhelm IV. in eine römische Imperatorenuniform zu stecken, um dem „Kunstgefühl“ Rechnung zu tragen.

Die Herrenwelt hätte sich damals lieber schämen sollen, in dem derzeitigen blässigen Gehrock einherzugehen und das noch jetzt geliebte Ungeheuer von Cylinder mit mehr oder weniger genialen Kurven aufs Haupt zu setzen. Man hätte den Mut haben müssen, die Tracht zu reformieren; vielleicht wäre dann schon damals mehr Kunstgefühl in die Menge gekommen. Aber der Mode Gewalt war schon damals zu groß, und so zeichnete sie in Thorwaldsens, Canovas, Cornelius, Kaulbachs Welt anempfundener Antike sogleich die Karikaturen des Alltagslebens hinein.

Die Ironie der Weltgeschichte hat seitdem dafür gesorgt, daß Dame Mode zwar auch die urgroßmütterlichen Erfindungen austrantete — wenigstens für die beweglicher gebliebene Frauentracht — und sie mit einigen neuen Mädchen für die „latest novelty“ oder den „dernier élan“ ausgab. Aber die Künstler für Haus und Gerät gingen leider stets einen anderen Schritt als die für die Bekleidung. In der „Gründerzeit“ bauten wir deutsche Renaissance, die Mode war schon beim Rokoko; jetzt baut man Barock, die Mode ist schon beim letzten Ansläufer des Empire angelangt. Es war eine ebenso große Stillosigkeit, sich mit hochgebauchten, fußfreien Kleidern à la Watteau in dämmerige Bügenscheiben-Orter zu setzen, als mit lässigen Schleppteilern und unförmigen Schnabelschuhen unter zierlichen Rokokomöbeln einherzuschleifen.

Fast möchte man es als einen Fortschritt im Kunstgefühl auffassen, daß in England und Amerika der Geschmack in der Zimmereinrichtung bereits über das Empire hinausgreift und die an die Kunstfertigkeit des „kleinen Moritz“ von Oberländer erinnernden Formen aufnimmt, die man Glanzleder- und Mahagonistil nennen könnte. In solcher Umgebung haben Cylinder, Grad und Walzenbeinkleid der Herrentracht ihre Jugend verlebt. In diese gehören sie einzig hinein, denn was das Alter und die Mode an ihnen geändert haben, ist ganz wenig.

Man hält mir hier nun wohl entgegen, es sei doch eigentlich ein Fortschritt in der Kultur, daß der ernste Mann aufgehört habe, in äußerem Putz seine Befriedigung zu finden. Aber abgesehen davon, daß die Fußsichtigen nicht ausgestorben sind, bestätigt die Erscheinung nur, daß das Formen- und Farbensgefühl der großen Menge tot ist, daß Furcht vor dem Auffallenden größer ist als Eigenart, mit einem Worte, daß wir kein ästhetisches Empfinden mehr haben.

Daß dies als ein Vorwurf empfunden wird, beweist nur, daß Kunstgefühl einen Wert für das Völkerverleben darstellt. Es ist daher erforderlich, diesen Wert wiederherzustellen.

Das wird nicht am wenigsten dadurch zu ermöglichen sein, daß man den Blick für Uebereinstimmung in Tracht und Umgebung weckt und daß man diese Uebereinstimmung herzustellen sucht. Ja, es ist nicht zu viel behauptet: durch dieses Bestreben

wird man am ehesten aus der Stillfegerei heraus zu wahrhaft moderner Kunst in Haus und Leben gelangen.

Wie soll, wie kann das geschehen?

Zunächst dadurch, daß man die Leute das Fehlerhafte sehen lehrt, daß man mit allen Mitteln, von milder Unterweisung zu giftiger Ironie, die heutige Stilkomödie voller Halbheiten in ihrer Geschmacklosigkeit aufzudecken sucht. Wenn erst in unseren wahrhaft besseren Kreisen so viel Gefühl für Aesthetik lebt, daß man einen Verstoß gegen dies Gefühl stärker empfindet als einen gegen den Fetisch Mode — die launische Göttin Mode braucht sich hier nicht getroffen zu fühlen, nur ihre hohlen Hofschrangen! — so wird positives künstlerisches Schaffen auch nicht mehr lange auf sich warten lassen.

Hoch und niedrig haben zunächst gleich viel zu lernen; die Hohe eher noch mehr! Was soll die unglückliche Baronin

rigen, geradlinigen Mahagonimöbeln mit steifen geblühten Kissen die Farb- und Formlosigkeit seines äußeren Menschen bereuen lernt? Ein „gräßlicher Mensch“, der so etwas fordern oder auch als notwendig behaupten kann! Frau Baronin findet nun vielleicht gerade, sagen wir, Rokoko „so reizend!“ Soll sie sich in seiner vornehmen Kaprice nicht wohl fühlen dürfen und dann, um doch den boshaften Spötter zum Schweigen zu bringen, ihre ganze Zimmereinrichtung à la Watteau einrichten?

Ich finde das Rokoko auch reizend in seiner verwegenen, prickelnden Grazie, gewiß! Hände wohl auch die Frau Baronin reizend, wenn sie in Wespentaille, gepudertem, hochgetürmtem Haar, bauschigem, hellblumigem Seidenkleid und Pantöffelchen mit vierzölligen Absatzeln einhertrippelte, denn ich bin keineswegs philiströs gegen die Laune in der Mode, wenn sie so viel Formensinn, so viel Phantasie entwickelt wie das Rokoko.

Aber ich würde doch immer nur an einen Karnevalscherz glauben. Ich kann mich nicht dauernd um hundertfünfzig Jahre in meinen Empfindungen zurückschrauben. Ich möchte unser Leben mitleben, die Spuren unserer Zeit in allen Wesensäußerungen erkennen können. Vermögen wir denn nun nichts anderes, als willkürlich irgendein, an sich recht schönes altes Gewand für uns und unsere ganze Umgebung hervorzuwählen und uns darin zu verkleiden? Können wir uns nicht kleiden?

Es hilft nichts! Wir müssen anerkennen, daß all unser feines Nachempfinden für den Charakter früherer Stilperioden doch herzlich wenig ist. Nachempfinden, Geschobenwerden, statt selbstständigen Empfindens, Schaffens!

Besäßen wir lebendigen, modernfühlenden Sinn für Schönheit, so würden wir alles Frühere wohl teilnahmvoll betrachten können, nichts davon aber mechanisch für uns übernehmen. Wir würden durch unsere ganze Umgebung zeigen, daß wir das sind, was das Wesentlichste für jeden vollen Schönheitsindruck ist: Persönlichkeit.

Persönlichkeiten lassen sich nicht unterscheiden, in die Hand stecken. Sie wollen selbst sehen und urteilen, nach ureigenem Geschmack umbilden.

Es kann sich daher für die Zukunft keineswegs um die Wiederaufnahme irgendeines Stiles handeln, sondern um Umbildungen, Neubildungen. Nichts hindert dabei, das Gefällige und Reizvolle aus unserer Vergangenheit wieder zu beleben.

Aber es muß eben belebt, in neuzeitlichem Sinne verarbeitet werden. Dann werden die Merkmale dieses neuzeitlichen Sinnes so sehr hervortreten, daß sie auch die verschiedenartigsten Entlehnungen auf dieselbe Harmonie, eben einen echt modernen Stil, zusammenstimmen. Der Schimmer des lebensvollen Persönlichen wird über dem so gestalteten Hause schweben und ihm einen Schönheitsreiz verleihen, den unsere Urwelt einmal gerade so lebhaft anerkennen und anregungsvoll finden werden, wie wir die Hochrenaissance, das Rokoko oder die Antike.

Daß aber wirklich sehende Augen die Ledernheit unserer männlichen Tracht auch dann noch ertragen könnten, scheint mir ganz ausgeschlossen. Man wird den Mut finden, endlich einmal mit der aschgrauen, blödsichtigen Formenwelt zu brechen, die sich jetzt noch mit der Flagge der Schielichkeit und des „feinen Tones“ schützt, man wird die pfuschernden und ausgelebten Flachköpfe, die jetzt vielfach Narreteien als „Mode“ einschmuggeln, verlachen und den Künstlern zu folgen lernen, ja, selbst künstlerisch das zu schaffen lernen, was unserm inneren Wesen als äußere Hülle entspricht. Und so wird Wohnung und Tracht nicht mehr eine auseinanderfallende Maskerade, sondern ein künstlerisch rundes Bild von der Bewegung unseres modernen Lebens sein. Je eher wir uns abgeschmackt in unserer Stillosigkeit vorkommen, desto eher wird sie beseitigt sein.



Edelwild. Originalzeichnung von G. Wolters. Photographieverlag der Photographischen Union in München.

machen, die einen Speisesaal in deutscher Renaissance, ein Empfangszimmer in Barock, ein Boudoir in Rokoko, ein Schlafzimmer in modernem Englisch, ein Wohnzimmer in Japanisch, und das alles möglichst „stillecht“ besitzt? Soll sie an jeder Thür von einem Stilmuseum ins andere einen Kleiderschrank stehen haben, der sie aus der hochstieligen Rokokodame in die trippelnde Japanerin, aus der feierlichen deutschen Edelfrau in eine farbensgeschmückte Venezianerin und dann wieder in eine sandfarbene, von allen Grazien verlassene Engländerin verwandelt?

Nur so aber wäre das Bild rund, harmonisch — natürlich nur ein Maskeradebild, aber geradezu unerlässlich für einen befriedigenden Eindruck auch nur eines solchen! Und da bliebe dann noch immer der unglückliche Herr Gemahl, der zu dem allen in seinem schwarzen Gesellschaftsanzug — oder gar erst in modernsten Gigerlhabit — wie eine Waspentaille gegen die Harmonie wirkte. Soll man ihn in ein Arbeitszimmer im Stil von 1840 hineinperren, damit er unter spille-

machen, die einen Speisesaal in deutscher Renaissance, ein Empfangszimmer in Barock, ein Boudoir in Rokoko, ein Schlafzimmer in modernem Englisch, ein Wohnzimmer in Japanisch, und das alles möglichst „stillecht“ besitzt? Soll sie an jeder Thür von einem Stilmuseum ins andere einen Kleiderschrank stehen haben, der sie aus der hochstieligen Rokokodame in die trippelnde Japanerin, aus der feierlichen deutschen Edelfrau in eine farbensgeschmückte Venezianerin und dann wieder in eine sandfarbene, von allen Grazien verlassene Engländerin verwandelt?

Rosa Sucher.

Nachdruck verboten.



Zu den wenigen begnadeten Sängern, deren Namen noch in der Musikgeschichte fortleben wird, dürfte die jetzige Primadonna der Berliner Oper, Rosa Sucher, zu rechnen sein. Wie man noch heute mit Begeisterung von den durch Wohlklang, Empfindung, Geist und hohe Kunstbildung hervorragenden Leistungen einer Schröder-Devrient, einer Jenny Lind spricht, so darf auch Rosa Sucher, die Wagner-Sängerin par excellence, zu den wenigen Ausgewählten gezählt werden, deren Ruhm ihr Leben überdauern wird. Die Stimme der gefeierten Künstlerin erhebt sich sowohl qualitativ wie auch bezüglich ihres Umfangs weit über das Durchschnittsmaß, und — was viel höher anzuschlagen ist — ihre hohe musikalische Künstlernatur, ihre geniale Leidenschaft, ihre tiefe Auffassung, der sie mit überwältigender Macht Ausdruck zu geben weiß, charakterisieren sie als eine ganz eigenartige Erscheinung, als unsere hervorragendste dramatische Sängerin, als die vorzüglichste Darstellerin des von Richard Wagner geschaffenen musikalischen Dramas.

Rosa Sucher ist in Selbgen in der bayrischen Oberpfalz als Tochter des Direktors und Chorregenten Hasselbeck geboren. Unter Leitung ihres Vaters sang sie als kleines Kind, gleich den übrigen Geschwistern, alle alten Messen von Haydn, Mozart u. s. w. und bekundete schon hier eine so bedeutende Veranlagung, daß sie bald zur weiteren musikalischen Ausbildung zu Verwandten nach Freising gebracht wurde, wo sich verschiedene kunstliebende Familien ihrer annahmen. Auch der Münchener Intendant Freiherr von Perfall wurde für die junge Künstlerin mit Erfolg interessiert, und so kam sie, ohne jede eigentliche Vorbildung für das Theater, plötzlich an eine der größten deutschen Bühnen, allerdings in untergeordneter Stellung.

Zum Glück verblieb sie nur ein Jahr in dem Münchener Chor, da sich ihr Bruder, der Münchener Professor Hasselbeck jetzt ihrer annahm, um sie gründlich auszubilden und für eine höhere Bühnenlaufbahn vorzubereiten. Der ungeduldig vorwärts drängenden Sängerin dauerte es indes zu lange, bis sie auftreten sollte; so nahm sie denn nach einem Jahre schon ein Engagement in Königsberg an, wo sie alle möglichen Rollen singen mußte und somit in kurzer Zeit über ein sehr großes Repertoire verfügte. Zwei Jahre später wurde die vielseitig verwendbare, junge Künstlerin nach Leipzig engagiert, und hier errang sie in der Partie der „Sieglinde“ ihren ersten großen Erfolg, der ihren Namen in der Theaterwelt weithin und schnell bekannt machte. Bald konnte sie einem glänzenden Antrage nach Hamburg, bald auch von hier dem ehrenvollen Rufe zur Teilnahme an den Bühnenfestspielen in Bayreuth folgen, wo sie als Venus im Tannhäuser (vergl. unsere Abbildung) als Elsa von Brabant, als Sieglinde, Gutruna und besonders als Isolde bisher unerreichte künstlerische Leistungen bot und ihre schönsten Triumphe feierte. Wie diese Isolde hoheitsvoll zürnt, wie sie liebend sich sehnt, freudig aufjauchzend den Geliebten empfängt, wie sie dann tiefunglücklich und verzweifelt sich über Tristans Leiche klagend wirft, in Stimme, Mienenpiel und Gebärde das menschlich fühlende, tief empfindende Weib — das sind Eindrücke, die sich nicht beschreiben lassen, die man selbst wahrgenommen haben muß; Eindrücke, die, wie das diesjährige glänzend verlaufene Gastspiel der Künstlerin in London bewies, immer und überall von gleicher tiefgreifender Wirkung sind.

Den Gipfel ihrer Wünsche erreichte Rosa Sucher durch die Berufung an das königliche Opernhaus in Berlin, wo sie in gerechter Würdigung ihrer außerordentlichen Leistungen schon nach kurzer Zeit zur Kammer-Sängerin ernannt wurde. Hier wirkt sie noch heute in künstlerischer Gemeinschaft mit ihrem hochbegabten Gatten, dem ausgezeichneten Dirigenten der Wagnerschen Opern, Hofkapellmeister Sucher, zur Freude der musikalischen Welt Berlins, zur bleibenden Ehre der deutschen Kunst.

Gustav Dahms.



Einquartierung. Gemälde von Jacobus Leisten.

Abstieg.

Von E. Fitz-Blanc.

(Schluß von S. 331.)

Nachdruck verboten.

„Wie brav Sie waren!“ sagt der Forstmann lobend, und seine blauen, treuherzigen Augen strahlen die junge Dame dankbar an, als sie unten auf dem weichen, moosigen Weg anlangt. „Jetzt ist es bald überstanden; hinter dem nächsten Wald liegt unser Ziel. Wollen Sie sich nun zur Belohnung ausruhen?“

Angy nickt nur. Er legt ihren Mantel über einen Felsstein, sie läßt sich darauf nieder; ein neuer, fremder Zug liegt in ihrem Gesicht. Gedankenvoll schaut sie über die kleine Lichtung, die sich wie eine grüne Insel vor ihnen ausbreitet.

Der junge Forstmann steht neben dem Mädchen; in hoffnungsloser Sehnsucht hängen seine Augen an ihr — sie merkt es nicht.

„Wollen Sie mir nicht ein Lied auf Ihrem Waldhorn blasen?“ bittet Angy schüchtern und wendet sich ihm zu.

Er nickt bereitwillig; er löst sein Waldhorn vom Riemen und geht einige Schritte zurück zwischen die hohen, alten Bäume.

Tiefes Schweigen! Kein Vogel singt, kein Falter fliegt. Der dunkle Hochwald steht still, unbeweglich, wie apathisch unter dem grauen Himmel. Ueber der Lichtung liegt ein Silberflügel von Feuchtigkeit; Farne, wildes Himbeergestrüpp und Glockenblumen wuchern ungezügelt zwischen moosigen Baumstämmen. Kühn drängt sich eine Quelle durch den grünen Wirwar, über den ein Ueberfluß von Zittergas seine feinen Schleier wirft. Mengstlich hält jedes kleinste Aestchen des nervösen Grases seinen Regentropfen wie eine demantene Krone fest. In fernen Umrissen verschwimmen Thal und Gebirge, an dessen Tannennipfeln sich graue Nebelzüge träge dehnen. Und gleich einem Märchen singt das Waldhorn sein Volkslied hinein in das große Schweigen:

„Es war ein Sonntag, hell und klar,
Ein selten schöner Tag im Jahr.
Wir gingen schweigend durch das Korn,
Durch Wald und Feld, durch Furch und Dorn.
Die Lerche sang, der Sonnenschein
Lag schimmernd über Furch und Hain.
O schöne Zeit, o selbe Zeit,
Wie liegt du fern, wie liegt du weit.“

Das junge Mädchen glaubt jedes Wort zu verstehen. Die Töne sind besetzt von der Tiefe und Macht des Ausdrucks. Geheimnisvoll regt sich, aufwachend, ein schlafendes Echo und singt von fern leise die Schlüßstöne nach — dann erlischt die Melodie zwischen den alten Bäumen.

Der Forstmann läßt sein Waldhorn sinken; sein Blick fliegt hinüber zu Angy. Sie sitzt reglos — das seine Gesichtchen von einem großen Empfinden durchgeistigt, als sähe sie der verschwundenen Melodie nach. Plötzlich, wie geheimnisvoll angezogen, wendet das Mädchen den Kopf und blickt ihn an — tief, wahr, fest, wie ein Versprechen ist der Blick! Dann richtet sich der Forstmann energisch auf und geht langsam zu ihr zurück.

Sie sitzt noch immer auf dem Felsen; ihre Hand spielt zerstreut mit einem Farnkraut; wem gleicht das schlanke, geschmeidig-zierliche Persönchen mit den lebhaften, flugen, glänzenden Augen auf dem verwiterten Gestein? Witzig schnell durchzuckt ihn ein Gedanke: „Wissen Sie, woran Sie mich erinnern?“ fragt er, lächelnd vor ihr stehen bleibend.

Sie (gespannt). „Nein — woran?“

Er (nedend). „An eine kleine Eidechse!“

Sie (empört aufspringend). „Aber das ist ja ein ganz absehnlicher Vergleich!“

Er (innig). „Auch dann, wenn ich Ihnen sage, daß die behende, zierliche Eidechse mein Liebling im Walde ist?“

Sie. „Auch dann! Zur Strafe bedanke ich mich nicht bei Ihrem musikalischen Waldhorn für das wundervolle Lied.“ Er wiegt bedauernd den Kopf. Dann lacht er herzlich und mahnt schleunigst zum Aufbruch; es fängt an zu regnen, die ersten schweren Tropfen fallen.

Sie (bedauernd). „D — der Sonnenschein im Lied und der Regen in Wirklichkeit!“

Er (glücklich). „Und doch ist die Gegenwart schöner! Die selige Zeit liegt im Lied so weit und —“ Er stockt zögernd.

Sie (mahnend). „Und —?“

Er (mit unterverhelter Zärtlichkeit). „Und mir so nah!“

Er hat ihren Arm durch den seinen gezogen und hält sorgsam den aufgespannten Regenschirm über seine Begleiterin. Es „gießt“. Das junge Mädchen nimmt mit der freien Hand das Kleid in die Höhe, kleine, entseffelte Ströme stürzen von den Strahlpfaden des Schirmes, schwere Tropfen trommeln auf dem steinernen Dach — doch stillvergüügt schauen seine beiden Schützlinge hinaus in den Guf.

Sie (befriedigt). „Ah — heut ist jour fix daheim! Ich sehe all' die Bekannten in unserem Musikzimmer — irgendeine Kunstgröße läßt sich hören, die anderen sitzen in niedrigen, japanischen Stühlen vorm Kamin und lassen sich anfeuern, trinken Thee, rauchen Cigaretten und naschen Bonbons.“

Er (ironisch). „Und Sie, der Stern des Hauses, gehen mit einem einfachen Feldwebel bei strömendem Regen einen steilen Gebirgspfad zum Dorf herunter — welche Degradation!“

Sie (gezwungen). „Nicht wahr? Die reine Karikatur! Nun, in acht Tagen sitze ich voraussichtlich in meinem Schaukelstuhl mitten unter den anderen.“

Er (bitter). „Und lassen sich den Hof machen.“

Sie (ernst, vorwurfsvoll). „Meinen Sie?“

Er schweigt und nagt an seinem Schnurrbart. Der steil abfallende Kiesweg ist nachgerade zum Flußbett geworden, in dem ein geschäftiger Bach atemlos zu Thale eilt. Fähe Windstöße zerzausen den Wald und schütteln seine nassen Zweige durcheinander. Der Forstmann bleibt plötzlich stehen: „Ist es nicht wunderbar im Wald, auch bei Sturm?“ Seine Augen leuchten zu ihr nieder, seine sonst gelassene Gleichgültigkeit wich kraftvoller Lebensfreude.

Sie (zustimmend). „Ja, wundervoll! Aber — ein bißchen furchtjam, wenn alle Bäume ächzen und stöhnen und der ganze Wald schwankt.“

Er (sich zu ihr niederbeugend). „Fürchten Sie sich — auch wenn ich bei Ihnen bin?“

Sie (sich an ihn schmiegend). „Nein, dann nicht. Sie sind wie meine Vorlesung.“

Er (seufzend). „Leider nicht, sonst hätte ich meinen dicken Soldatenmantel mitgenommen.“

Sie (erstaunt). „Aber warum?“

Er. „Denken Sie, wie herrlich Sie derselbe vor dem Regen schützen würde.“

Sie (eifrig). „Ah nein, nicht mich, aber Sie würden weniger naß. Halten Sie wenigstens den Schirm über sich, Sie sollen nicht nur an mich denken.“

Er (einfach). „Aber — wenn ich nicht anders kann?“

Sie sieht dankbar zu ihm auf; er erwidert den Blick innig und warm, aber kein Druck des Armes stört ihre kindliche Zutraulichkeit. Wie im Traume gehen die beiden Menschen durch den strömenden Regen. Hin und wieder streift auf dem unebenen Wege die weiche Wange des Mädchens die Schulter des Mannes. Er fühlt die zarte Gestalt neben sich und ringt mit seiner Liebe, deren lebendige Gegenwart und trostlose Hoffnungslosigkeit ihn zu überwältigen drohen.

Da unterbricht Angy das lange Schweigen: „Wann glauben Sie, (zögernd) daß wir uns nach meiner Abreise wiedersehen werden?“

Er (schroff). „Niemals!“

Sie. „Herrgott, wie ist das möglich? Was habe ich Ihnen gethan? D — es thut mir grenzenlos leid, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“

Er (beschwichtigend). „Aber, ich bitte Sie — wer wird gleich so böse sein? Ich werde dem Schicksal mein Lebelang danken, daß ich Sie kennen lernen durfte.“

Sie (heftig). „Ich nicht. Ich wünschte, ich hätte Sie niemals gesehen.“

Er (traurig). „Warum sagen Sie mir das? Um mich zu kränken? Ich wußte stets, daß ich einfacher Mensch Ihnen nichts sein konnte und zur wertlosen Erinnerung würde.“

Sie (leise und vorwurfsvoll). „Wertlose Erinnerung! Und was bin ich Ihnen? Sie halten nicht mal ein Wiedersehen für der Mühe wert.“

Er (düster). „Quälen Sie mich nicht so namenlos! Fühlen Sie nicht, daß ich mein Leben mit Freuden für Sie hingäbe? Aber (gepreßt) meine Ehre verlangt, daß ich Sie meide, mich zum Vergessen zwingt.“

Sie (trozig). „Aber ich will nicht vergessen sein, Sie sollen an mich denken, sonst — sonst (schluchzend) werde ich unglücklich!“ Von Erregung und Anstrengung überreizt, bricht sie in Weinen aus. Er steht erschüttert, ratlos vor dem jungen Mädchen, ihr Kummer schneidet ihm ins Herz.

Leise faßt er ihre beiden Hände: „Angy — nicht weinen, beruhigen Sie sich, Sie sind nervös und erregt vor Müdigkeit — morgen vielleicht schon denken Sie anders.“

Sie hört plötzlich auf zu weinen und sieht ihn an, starr, wortlos, entsetzt. Dann reißt sie ihre Hände gewaltsam aus den seinen: „Lassen Sie mich!“ stößt sie gepreßt hervor, „ich — ich hasse Sie!“ Ein bitterböser Blick streift den erregten Mann. Unbekümmert um den strömenden Regen eilt sie ohne Schirm, beflügelt Schritte, den nassen Weg hinunter, daß ihr der Forstmann kaum zu folgen vermag.

Er fühlt, daß des Mädchens Stolz aufs tiefste verletzt ist; er ringt mit sich nach Klarheit, nach einem Entschluß. Wie verächtlich hat er die landläufigen, salonfähigen Glückswörter stets verurteilt, die sich um reiche Mädchen bewarben — jetzt soll er es ihnen gleichthun? Er selbst aber kann bei dem langjam Avancement und der Ueberfüllung seines Berufs unter acht Jahren weder auf Anstellung, noch festen Gehalt rechnen — wie will er bei dem Mangel an Privatvermögen ein Heim gründen? Ein Heim, das den Ansprüchen dieses verwöhnten Mädchens nur annähernd entspräche? Der Kampf ist dieser zähen, geraden Natur mit den eisenfesten Grundfäden furchtbar schwer, und umsomehr, als er an Angys Liebe nicht zu glauben wagt. Wie, wenn ihr Interesse eine flüchtige, vorübergehende Anwandlung wäre?

Schweigend legen sie ein Stück des Weges zurück. Immer mehr nähern sie sich dem Ausgange des Waldes, da hemmt ein breiter Wasserstreifen ihren Schritt. Der Regen staut sich zu einem improvisierten See, rechts und links steht hohes Niedgras, das vor Masse trieft — ratlos überhaut die junge Dame die kritische Lage.

„Lassen Sie mich Ihnen helfen — ich will Sie hinübertragen.“ bittet endlich der Forstmann, sich gewaltsam fassend.

Angy würdigt ihn keines Blickes. „Ich danke.“ sagt sie steif und hochmütig, „ich brauche keine Hilfe.“ Dabei hebt sie vorsichtig ihr Kleid und macht Miene, kurz entschlossen durchs Wasser zu waten.

Da fühlt sie sich von zwei starken Armen umfaßt und emporgehoben, die blauen Augen des jungen Mannes strahlen sie bezwingend aus nächster Nähe an; zu ihren Füßen und über ihnen plätschert der Regen. Erschöpft vor Erregung und Uebermüdung schließt sie die Augen — den Forstmann überwältigt sein Empfinden: „Angy, geliebte, süße Angy,“ flüstert es an ihrem Ohr. Sie regt sich nicht, nur die schweren Lider heben sich müde — ungläubig sieht sie ihn an.

„Ich liebe Sie, mehr als mein Leben,“ wiederholt er beschwörend, tiefenst, „wollte Gott, ich dürfte Sie Ihr Lebelang mit meinem starken Arm schützen und hüten.“

Ein merkliches Zittern geht durch des Mädchens Körper. „Und wer hindert Sie daran?“ fragt sie matten Spottes, mit zuckenden Lippen.

„Das Schicksal. Sie sind reich — ich bin arm,“ giebt er düster zurück, „das Verhältnis wäre zu ungleich.“

Sie richtet sich plötzlich auf. Ihre Augen flammen: „Ah, das also ist es! Ihr Männerstolz ist größer, als Ihre Liebe. Sie sind ein Egoist, wie alle anderen, nur in neuer Form!“

Er sieht sie groß, sprachlos an, als vollziehe sich ein Wunder vor seinen Augen, dann geht ein Leuchten ungeahnter Glückseligkeit über sein ernstes, gebräuntes Gesicht: „Ja, Angy, lieben Sie mich denn wirklich, tief und nachhaltig, nicht nur, ein bißchen, wie bisher?“

Sie hängt bestäunt den Kopf. Helle Röthe läuft über die feinen Züge bis hinauf zu den dunklen Locken. „Nein,“ gesteht sie leise, kaum hörbar, „heut mitten in Ihrem geliebten Wald hat sich mir wahre Liebe offenbart.“

„Und wie?“ forcht er atemlos und bleibt ungeachtet des strömenden Regens stehen.

„Wie?“ wiederholt das Mädchen träumend, „in der Ueberzeugung, daß — daß ich vor Sehnsucht sterben würde.“

„Das ist wahre Liebe!“ jubelt er auf, „Angy, meine herzige Angy!“ Fest drückt er sie an sich. Ein wortloses,

seliges Schweigen umfängt die beiden Glücklichen — mächtig, in vollem Accord rauscht der alte Wald seinen Segen.

Und weiter, immer weiter trägt der kraftvolle Mann seinen zarten Schützling, der sich innig an ihn schmiegt. Der kleine See ist längst durchschritten — sie nähern sich dem Ausgang des Waldes.

„Sind Sie immer noch böse, daß ich unschuldigerweise so reich bin?“ unterbricht Angy in süßem, neckendem Uebermut das beredete Schweigen.

„Böse — mein Viebling!“ giebt mit zärtlichem Vorwurf der Forstmann weich zurück, „ich meinte nur, es nicht mit meinem Ohrgefühl vereinigen zu können, daß nicht meine Kraft, mein Erwerb, sondern der Reichtum meines jungen Weibes unser künftiges Heim gründet und erhält.“ Unwillkürlich zieht bei dem ausgesprochenen Gedanken ein finsterner Ausdruck über sein Gesicht. Angy beobachtet ihn ernst, sie würdigt sein Bedenken, unruhig, forschend dringt der Seherblick der Feinfühligkeit in die Seele des Geliebten.

„Aber Sie müßten sich doch aus Barmherzigkeit meiner annehmen.“ flüstert sie überredend, schmeichelnd, „sonst wäre ich vor Sehnsucht gestorben. Sie erhalten mir mein Leben, mein Glück, meine Liebe — und ich? Nur vorläufig den künftigen Haushalt. Kann es eine bessere Einteilung geben?“ Ihre sammetbraunen, zärtlichen Augen suchen liebevoll die feinen, da beugt er sich überwältigt herunter zu dem liebreizenden Gesicht, dessen kleiner Mund so hinreißend überzeugt.

Am Ende des Waldes giebt der Forstmann die Geliebte frei. Die ersten Häuser des Dorfes sind erreicht. Unter den vorgebauten Dächern sitzen die kräftigen Bergsbauern im Sonntagstaat. Sie rauchen ihre Pfeifen, starren hinaus in den Guf und bedauern mit offenbarem Vergnügen die eingeregneten Touristen. Der hohe, stattliche Feldwebel und die vornehme, junge Dame — beide mit glückstrahlenden Gesichtern unter einem triefenden Regenschirm erregen unmerkliches Aufsehen.

Unter dem weiten, gemauerten Thorbogen des Gasthauses steht händeringend die verzweifelte Tante. „Aber, Angy, wo bleibt ihr denn?“ ruft sie fast weinend vor Angst und Aufregung, „bist du nicht halbtot?“

„Halbtot?“ staunt mit großen fragenden Augen das lachende Angstkind.

„Ja, vor Müdigkeit!“

„Ah, meine Müdigkeit? Die habe ich ja ganz vergessen!“ sie schlägt verwundert beide Hände zusammen, „ich war nie lebendiger als eben jetzt.“

Die Tante sieht sie unsicher, verständnislos an; sollte die Ueberanstrengung Angys Nerven unnatürlich überreizt haben? „Komm rasch, ruhe dich aus — ich bestelle dir Glühwein und trockene Kleider!“ mahnt sie besorgt und trippelt beiden voran in den durchwärmten Saal.

Einen Augenblick zögern die zwei glücklichen Menschen vor der Thür. „Danke für gütige Hilfe,“ flüstert Angy erröthend, „welch wundervoller Abstieg! Er wurde zum Aufstieg zu unserem Glück.“

„Und oben erblühte die Wunderblume unserer Liebe,“ ergänzt er glückstrahlend. Ein inniger Blick, ein langer, fester Händedruck — dann treten sie hinein in den menschenvollen Saal.

Aus dem Frauenleben.

— Das Berliner Damenkomitee der Weltausstellung in Chicago hat vier Sonderausstufungen niedergelegt zur planmäßigen Organisation von Unterabteilungen, welche zeigen sollen, was die deutschen Frauen leisten auf den Gebieten 1. der Kunst, 2. des Unterrichtswezens, 3. der Hygiene, Medizin, Krankenpflege, Anstalten zur Hebung der Sittlichkeit, 4. des Krippen- und Kindergartenwezens, der Ferienkolonien u. s. w. — Die Musikabteilung dieses Komitees hat die Musikschritstellerin Fräulein Anna Morsh, Berlin, Ansbacherstr. 58, übernommen, welche zur Zeit biographische Skizzen, Photographien u. s. w. aller hervorragenden lebenden Komponistinnen, Künstlerinnen und Pädagoginnen behufs Veröffentlichung eines Kollektivalbums sammelt.

— Fräulein Widmar in München, eine Verwandte und Schülerin Karl v. Nagels, hat auf den besonderen Wunsch dieses berühmten Naturforschers ein größeres botanisches Werk „Die europäischen Arten der Gattung Primula“ herausgegeben, das im Verlage von H. Oldenbourg in München erschienen ist und in Fachkreisen als ein Buch von ganz hervorragendem wissenschaftlichem Werte bezeichnet wird.

— In Wiesbaden wurde vor kurzem das kleine Ballet „Frühling“ mit bestem Erfolge aufgeführt. Es ist das Werk zweier Damen; die Musik stammt von Fräulein D. Pfeilschiffer und der Tanz von Fräulein Balbo, Balletmeisterin in Wiesbaden.

— Der „Verein der Schriftstellerinnen und Künstlerinnen in Wien“ hat im verfloßenen siebenten Vereinsjahr einen Zuwachs von 6 ordentlichen und 26 außerordentlichen Mitgliedern erhalten. Das Vereinsvermögen beträgt zur Zeit 16545 Gulden. Den Vorstand bilden die Damen: Fräulein Minna Vogel (Vorsitzende), Gosiwina von Berlepsch, Baronesse Eichenburg, Hermine Frankenstein, Marie v. Najmayer, L. A. Weinzierl und Olga Wisinger-Florjan.

— In Wien verliehen die städtischen Behörden der Frau Hofrätin Aurelie Obermayer, in Anerkennung ihrer humanitären Bestrebungen, insbesondere auf dem Gebiete der Waisenspflege, die goldene Salvatormedaille.

— In Budapest hat eine Gesellschaft von Professoren und Schriftstellern die Begründung des ersten ungarischen Mädchengymnasiums beschlossen. Als Ziele dieser Anstalt, deren Lehrkursus neun Jahre dauern soll, werden bezeichnet: Heranbildung moderner Frauen auf der Basis allgemeiner Bildung, Vorbereitung für die Universität, namentlich für die medizinische und philosophische Fakultät. Die erste Klasse des neuen Gymnasiums wird bereits in diesem Herbst eröffnet werden, und sämtliche Lehrkräfte, lauter bedeutende Pädagogen, haben sich für das erste Lehrjahr unentgeltlich zur Verfügung gestellt.

— Auf dem 3. internationalen Kongreß für Kriminal-Anthropologie, der im August in Brüssel tagte und von Ärzten aus allen Ländern der Welt besucht war, fehlten auch die weiblichen Vertreter der ärztlichen Wissenschaft nicht. So war aus Spanien Frau Concepcion Arenal, aus Paris Madame Inglar und von Petersburg Frau Dr. Tarnowsky erschienen.

— Die Bildhauerin Frau Léon Vertaur in Paris, welche bereits alle Auszeichnungen des Salons und auf der Weltausstellung von 1889 die goldene Medaille erhalten hat, ist jetzt als Kandidatin für die Mitgliedschaft des Institut de France aufgetreten. In dieses akademische Institut wurden übrigens schon wiederholt Künstlerinnen

als Mitglieder aufgenommen: im J. 1663 die Bildhauerin Girardon, 1716 die in der Gravierkunst bewährte Sophie Ghénois und 1783 die Malerin Vigée-Lebrun. — Von der juristischen Fakultät der Pariser Universität wurde Fräulein Chauvin als die erste Französin zum Doktor der Rechte promoviert.

— An der Universität zu Turin wurde eine italienische Studentin, Fräulein Ida Terracini, zum Doktor der Mathematik ernannt.

— In London hat sich eine aus sieben Damen bestehende Theatralische Gesellschaft gebildet, welche auf der Insel Ceylon eine große Theatralische Anlage angekauft hat und in ihrem Londoner Geschäftshause außer einem Werkführer, der die Expedientinnen im Sichten und Verpacken der Theatralien unterrichtet, nur weibliche Angestellte beschäftigt.

— d. Frau Annie Patterson in Dublin ist, außer der Prinzessin von Wales, der einzige weibliche Doktor der Musik in England. Die in Irland geborene und erzogene Dame entstammt einer hugenottischen Familie. Schon in ihrer frühesten Jugend erlernte sie Griechisch, Lateinisch, Italienisch und Keltisch. Sie absolvierte ihren Kursus an der königlichen irischen Musikakademie, wurde daselbst zum Doktor promoviert und hierauf zur Dirigentin des Dublin Choral Union ernannt. Frau Dr. Patterson hat sich auch als Dichterin, Schriftstellerin und Komponistin betätigt.

— g. In Brooklyn (Nordamerika) wurden abermals vier Frauen als Polizisten, police matrons, angestellt. — Auf den Eisenbahnhauptlinien zwischen New-York, New-Haven und Hartford sind seit kurzem für jeden Speisewagen junge Mädchen als Kassiererinnen und Köchinnen angestellt. — In Washington hat Miss Ruth Kimball, Korrespondentin des St. Paul Globe, als die erste Frau Zutritt zur Präsidialgalerie des Senats erhalten.

— Totenschau. In Ansbach starb Henriette von Feuerbach, Witwe des berühmten Freiburger Archäologen Anselm v. Feuerbach und Stiefmutter des gleichnamigen bekannten Historienmalers; in Berlin die Dichterin Auguste Kurz; in Altenberg bei Greifenstein die Wiener Schriftstellerin Frau Luise Leher; in Düsseldorf die ausgezeichnete Genremalerin Ernestine Friedrichsen; in Frankfurt a. M. die Schriftstellerin Elise Henke; in Mannheim Frau Luise Küchler, Mitbegründerin und langjährige Leiterin des dortigen Frauenvereins; in Schweden die bekannte Genremalerin Amalia Lindegren, Mitglied der Kunstakademie in Stockholm.

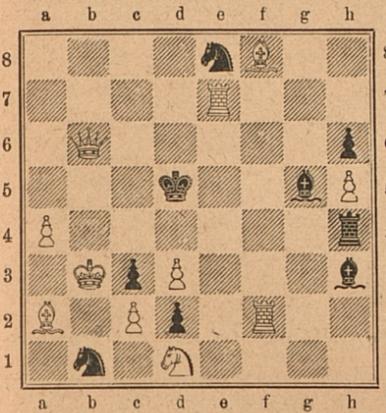
Schach.

Aufgabe Nr. 320.

Von M. Meiners

Erster Preis im Problemturnier von „Illustrated American“.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 319 Seite 333.

Weiß.

1. T f 7 — g 7.

Schwarz.

1. K o 4 — o 5 † (d 4).

Weiß.

2. T g 7 — g 4 matt.

A.

Weiß.

1.

Schwarz.

1. K o 4 — o 1 4.

Weiß.

2. S e 3 — g 2 matt.

B.

Weiß.

1.

Schwarz.

1. T h 4 — f 4 oder anders.

Weiß.

2. T g 7 — o 7 oder g 4 matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 144.

Durch Veränderung in der Reihenfolge der Wörter bilden die nachstehenden Sätze ein Rätselgedicht in Reimform. Man soll die Umstellung vollziehen und das Rätsel raten.

R ä t s e l:

Den freien Mann, der, fehlt ihm auch Wappenzier und Helm, den Stempel erlauchter Güte im Gemüte trägt, benennt dir mein Wort, mein erstes.

Wo in Mitte stehn Busch und Baum, leuchtet farblos helle mein zweites. Doch ist es Quelle aller Farben, der Abgrund, drin sie untergehn.

Von steiler Firne in maffelosem Samtgewande winkt mein Ganzes und prangt als Pfand unerlöschener Liebe im Kranz der Alpenbirne.

Auflösung des Kryptogramm Seite 318.

Man schreibt die einzelnen Buchstaben hintereinander und zwar von oben beginnend in ein hundertfeldriges Bierack wie das nachstehende. Alsdann ergeben die senkrechten Reihen, stets von oben nach unten gelesen

Table with 10 columns and 10 rows of letters for the cryptogram puzzle.

das Rätsel: Die beiden ersten Silben sind das Inwend'ge vom Auswend'gen, das dritte ist ein Fisch. Das Ganze ist das Auswend'ge vom Inwend'gen. (Schliermacher.)

Auflösung des Rätsels. Futteral.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 143 Seite 318. Das Gesamthonorar betrug 8700 Thaler.

Auflösung des zweifelhigen Rätsels Seite 318. Verreist — vereist.

Auflösung des Rätsels Seite 335. Carmin, Carmen.

Tafelfreuden im September.

Nachdruck verboten.

Rebhuhn.

Den „König der Ebenen“ nennt Grimod de la Reynière das Rebhuhn, von dem drei Sorten auf den Markt kommen, das graue, rote und weiße Rebhuhn. Das graue Rebhuhn ist das für Deutschland gewöhnliche Rebhuhn, welches jede Hausfrau sehr wohl zu würdigen weiß und das auch die Feinschmecker schätzen, wenngleich sie das rote Rebhuhn, das aus Frankreich zu uns kommt, oder gar das weiße, auch Steinrebhuhn genannte Rebhuhn, das in Dalmatien lebt und nur vereinzelt zu sehr hohem Preis zu kaufen ist, noch mit ungleich größerem Wohlgefallen und höchster Hochachtung für das Haus, das sie ihnen bietet, begrüßen.

Hauptfache für die tadellose Beschaffenheit der mancherlei Gerichte, deren Bereitungsweise unten folgt, ist die Jugend der Rebhühner, und ich schwankte einen Augenblick, ob ich die Kennzeichen junger Rebhühner den jungen Hausfrauen unter meinen verehrten Leserinnen (den erfahrenen hiesig dies ja ein Nichtrauenstotum aussprechen) angeben sollte, im Falle ihnen das vor Jahren überall bekannte Verslein: „Ist gelb das Bein des Huhns wie die Citrone, so ist's von diesem Jahre zweifelsohne.“ nicht in Erinnerung sein sollte. Die Erkennungszeichen junger Rebhühner lassen sich kurz in drei Punkte zusammenfassen: Die Beine sind gelb, das Gehirn junger Tiere läßt sich leicht eindrücken, und die äußersten letzten Schwungfedern sind nach der ersten Mauserung noch spitz, in folgenden Jahren aber abgerundet.

Cannelons mit Rebhühnerpüree. Um die Cannelons (Blätterteiggebäck in konischer Form) herzustellen zu können, braucht man 12—14 cm lange, gedrehte Holzröllchen von 2 cm Durchmesser, die nach dem unteren Ende zu etwas spitzer zulaufen und vor dem Gebrauch mit Butter bestreichen werden. Diese Röllchen werden mit einem dünn ausgerollten Blätterteig, der auf bekannte Weise zubereitet wurde, so umwickelt, daß das spätere Ende der Röllchen mit dem Teig ganz umwickelt wird, das obere Ende aber aus dem Teig heraussteht, die Röllchen mit Ei bestreichen, reihenweise auf ein Backblech gelegt und im Ofen goldgelb gebacken. Vorher bereitet man ein gutes Rebhühnerpüree, das man bis zum Gebrauche in Wasserbade heiß stellt. Man bereitet zu ihm mehrere Rebhühner vor, spitzt die Brustchen recht gleichmäßig mit Speckstreifen, brät die Hühner in Butter bräunlich und saftig, löst das Fleisch ab, stößt es fein, veredelt es mit kräftiger Bouillon, zwei gewiegten Trüffeln, einem Glas Madeira, einer Prise Cayennepfeffer zu diesem Püree, streicht dieses durch ein Sieb, verührt es mit 2 mit Sahne verauilten Eidottern und stellt dies heiß. Die Cannelons werden, wenn sie gar sind, behutlich von den Röllchen gezogen, sorglich gefüllt und rasch angerichtet.

Gebratene Rebhühner (französische Bereitung). Die ausgewaschenen Rebhühner werden außen und innen mit feuchtem Tuche leicht abgerieben, gelaschen, die Brusthöhle mit Herz, Leber und einem Stückchen Butter gefüllt, darauf dressiert und nun mit einem Speckhemden überzogen, mit Weinblättern umgeben und endlich, nachdem sie in zerlassene Butter gelegt und in den Ofen geschoben sind, noch mit einem mit Olivenöl getränktem Papier überdeckt. Man brät die Rebhühner so 20—30 Minuten, nimmt dann das Papier ab, löst über der Brust Weinblätter und Speck, sorgt für gute Oberhüte und brät sie nun noch etwa 10 Minuten, um ihnen etwas Färbung zu geben. Die Sauce wird darauf entfettet, einige gehobene Wacholderbeeren und saure Sahne hinzugegeben, die Hühner mit den Weinblättern angerichtet und die Sauce nebenher gereicht. Die auf diese Weise gebratenen Rebhühner sind von ganz besonders trefflichem Geschmack und werden so saftig, daß diese Bereitung allen Hausfrauen empfohlen werden kann.

Gratin von Rebhühnern. Die dressierten Rebhühner werden der Länge nach auf dem Rücken eingeschnitten, vorsichtig ausgebeint und mit Zitronenscheiben und einem Kräuterbouquet belegt, mehrere Stunden beiseite gestellt. Inzwischen bereitet man aus 125 g Rindsmilch, ebensoviel Kalbsnierenfetts und 250 g feinem Kalbsfleisch, das man fein wiegt und so gut miteinander vermischte, daß kein einzelner Bestandtheil hervortritt, nebst 3 Eiern, Salz, Muskatnuß, 2 gedämpften, geriebenen Schalotten und einem Stück klarem Eis eine außerordentlich zarte Farce, reibt nun die Rebhühner mit Salz und etwas weißem Pfeffer aus, streicht 1 cm hoch von der Farce hinein, brüht eine rund gefüllte Trüffel in die Mitte der Farce und näht nun die Rückenwand zusammen, wodurch die Trüffel eine länglich runde Form erhalten. Eine Schüssel, die nachher mit Butter bestrichen wird, wird mit einem zwei Finger breiten Kranz feiner Kalbsfleischfarce befrischen, die Rebhühner auf den Kranzrand nebeneinander gelegt, in die leere Mitte ein passendes Brotschüssel gethan, die Hühner mit Speckstreifen bedeckt, mit einem Butterpapier belegt und das Ganze 30—50 Minuten im Ofen gebacken. Die ausgebackenen Rebhühner hat man indes mit allerhand Wurzelwert und den Trüffelabgängen langsam ausgekocht. In Butter röstet man nebst einem Schinkenstückchen und einigen Schalotten Mehl langsam braun, veredelt diese Einbrenne mit der durchgekehtenen Knochenbrühe, reibt sie durch ein Sieb, fügt 8 g Liebigs Fleischextrakt und ein Glas Madeira, sowie eine gewiegte Trüffel hinzu, schmeckt die Sauce ab und würzt sie mit Pfeffer. Das fertige Gratin wird in der Mitte, nachdem das Brot entfernt wurde, mit dem größten Theil der Sauce gefüllt, während mit dem Rest der Sauce die Rebhühner glaciert werden.

Rebhühner nach Descar. Nachdem man junge Rebhühner vorbereitet und in ein Tuch geschlagen beiseite gelegt hat, bereitet man aus gedämpfter Gänseleber, Trüffeln und Champignons, die man würfelig geschnitten hat, in einer braunen, auf bekannte Weise bereiteten Krastsauce ein feines Ragout, läßt es erkalten, füllt es in die Rebhühner, dressiert diese und spitzt die Brustchen gleichmäßig mit feinen Speckstreifen. Man salzt die Rebhühner, legt sie in ein mit Schinken- und Wurzelscheiben ausgelegtes Gefäß, übergießt sie mit etwas kräftiger Bouillon und einem Glas Madeira und dünst sie langsam weich. Inzwischen werden aus Gefäßfarce längliche Röllchen geformt und ausgebacken, sowie Kalbsmilch gepulvert und gebraten, auch Trüffeln und Champignons in Wein oder Citronensaft und Butter gedämpft. Die fertigen Rebhühner werden an einem Brotschüssel abwechselnd mit Champignons, Trüffeln und Kalbsmilch angerichtet. Der Rand wird mit den Gefäßknoden umkränzt, die Mitte mit einer Kalbsmilch ausgefüllt, in die man einen Fingerring steckt, und als Sauce die entfettete, veredelte und mit Madeira gewürzte Brühe der Rebhühner nebenher gereicht. Für ein feines Mittagsmahl bildet diese Schüssel eines der wohlgeschmecktesten Entrees.

Rebhühnerbrüsten nach Pücker. Von sieben vorbereiteten Rebhühnern löst man Brustchen und Filetmignons ab, schlägt die großen Filets breit, legt sie in zerlassene Butter und legt die kleinen, rundgeboagene und mit Eiweiß bestrichenen Filets über die großen und brüht in die Mitte eine Trüffelscheibe. Man übergießt nun die so vorbereiteten Filets mit klarer Butter und stellt sie einweichen beiseite. Inzwischen dämpft man die Keulen der Hühner in guter Bouillon gar, löst alles Fleisch ab, wiegt es mit 2 Trüffeln, 6 Champignons, einer gedämpften Kalbszunge und etwas Ochsenzunge fein, verührt die Masse mit einem Stück Butter, einigen Eiern, der Dampfbüchse, die man veredelt hat, sowie 3 Eigelb, und füllt die Masse in eine glatte Form, um sie im Wasserbade in 20 Minuten heiß werden zu lassen. Auch 200 g besten Reis kocht man in Bouillon mit Salz, Gewürz und einem Stück Butter dick und heiß, formt von ihm einen etwa 4 cm hohen Sockel und läßt ihn im Ofen überbacken. Nun lanciert man die Filets über dem Feuer unter einem mit leichter Kohlenluft versehenen Deckel schnell gar, stürzt die Farce in die Mitte des Sockels, umgibt sie mit den Brustchen und dann noch mit einem dichten Kranz von schönen, gedämpften Edelpilzen und reidert eine Burgundersauce nebenher.

Farceastete von Rebhühnern. Zu dieser Pastete kann man ältere Rebhühner vorteilhaft verwenden. Man löst das Fleisch von den Rebhühnern, entfernt Haut und Sehnen, wiegt es fein, vermischt es mit einigen Eiern, süßer Sahne, einigen Eiern, etwas gedämpftem Lutspeck, feinen Kräutern, Salz, Pfeffer und etwas in Rotwein gewechter Semmel, reibt die Masse durch ein Sieb und stellt sie kühl. Inzwischen hat man die zerhackenen Gerippe der Rebhühner mit Wurzelwert und Schinkenleber langsam angekocht und von Kalbsmilch, Trüffeln, Champignons, Kalbszunge und Hahnenkammern ein gutes Ragout bereitet, das man in einer dicken, weißen Krastsauce, die mit süßer Sahne verührt wurde, reidert. Nun streicht man eine glatte Form mit Butter aus, belegt die Wände mit einem zierlichen Muster aus zudig geschnittener Ochsenzunge und schwarzen Trüffelscheiben, streicht die Form fingerdick recht behutlich, damit die Verzierung nicht leidet (am besten stellt man sie vor dem Ausstreichen einige Zeit in Eis) mit dem größten Teil der Farce aus, füllt die Mitte bis einen Finger breit vom Rande mit dem Ragout, streicht den Rest der Farce über das Ragout und schließt nun die Form. Man kocht die Pastete im Wasserbade oder aber läßt sie unbedeckt und bakt sie im Ofen eine Stunde, stürzt sie alsdann, belegt die Mitte mit einem Häufchen zierlich zurechtgeschnittener, gerösteter Brotschmittchen, stellt in die Mitte ein paniertes ganzes Sehe, das oben ein Straußchen ausgebackener Petersilie trägt, und umkränzt den unteren Rand mit gerösteten Kartoffeln. Eine aus den ausgekochten Gerippen gewonnene braune Champignonsauce wird nebenher gereicht.

Konzerttoiletten.

(Hierzu die Abbild. S. 349.)

Die Herbstzeit mit ihren mannigfachen Vergnügungen eröffnet unserm Auge eine weite Perspektive für elegante und geschmackvolle Toiletten; namentlich bieten Theater und Konzerte Gelegenheit, manch neues Stück zur Geltung zu bringen. Einige hierfür besonders geeignete, moderne Toiletten zeigen die heutigen Abbildungen (vergl. S. 349), welche ebensowohl für die an schönen Herbsttagen noch im Freien wie für die später in geschlossenen Räumen stattfindenden Konzerte als Vorlagen benutzt werden können.

Das Kleid Fig. 1 ist aus schwarzem, bunt brochiertem Seidenstoff, rosa Crêpe de Chine und schwarzseidener Spätzels- oder Luffspitze gefertigt. Der Rock aus ersterem Stoff zeigt an der einen Seite einen Einsatz aus Crêpe de Chine, der durch eine languettierte, in Bindungen arrangierte gleiche Frisur, sowie durch ein Sammetband garniert wird. Die mit Knopfschluß versehene Taille ist vorn passentartig über Crêpe de Chine mit Luffspitze besetzt und auf den Armen durch glockenartige Teile aus Spitze vervollständigt, die sich, wie ersichtlich, in Falten arrangiert auf den Vordertheilen, den Einsatz des Passentteils deckend, fortsetzen. Den Schluß des Rockes deckt hinten eine mit hochstehenden Enden versehene Schleiße aus Sammetband.

Fig. 2 zeigt eine hübsche Zusammenstellung aus sandfarbenem Tuch und gleichfarbiger seidener Spätzelspitze, sowie grünem Sammetband. Letzteres ist für die in Talfalten gelegte Krüße verwendet, welche den Saum des leicht schleppenden Rockes begrenzt. Die vorn eine kleine Schnecke bildende, hinten kurze Taille (siehe die nebenstehende kleine Rückansicht) hat man vorn und hinten in einige Falten arrangiert, passentartig mit Spitze überdeckt und, wie ersichtlich, dreimal mit Band garniert, von welchem ein Ende den unteren Rand der Taille begrenzt, während die beiden anderen bis nach der Mitte des Rückenteils geführt sind und daselbst unter einer Rosettenschleiße enden. Den Schluß des ersten Bandes deckt eine gleiche Schleiße. Ein Stiefchen und Knieel aus Spitze, denen mit Krüßen begrenzte Puffen aus Crêpe de Chine aufliegen, vervollständigen das Kleid.



Hohlgefäße aus Holzstoff.

Seit vielen Jahren sind Gefäße aus Papier maché bei uns eingebürgert, die im Haushalte in mannigfacher Weise Verwendung fanden. Mit der Zeit stellten sich indes leider allerlei Uebelstände heraus, welche die vielseitige Benutzung des Papier maché einschränkten. So konnte man beispielsweise weder heiße noch mit starken Säuren (Soda und dergl.) besetzte Flüssigkeiten in derartige Gefäße gießen oder darin aufbewahren. In dem nachstehend beschriebenen Holzstoff ist nun vor einiger Zeit ein Material hergestellt worden, welches nicht allein die dem Papier maché zuerkannten guten Eigenschaften in volstem Maße besitzt, sondern auch durch Ueberwindung der demselben anhaftenden Mängel eine größere Verwendung gestattet. Die Herstellungsweise des Holzstoffes ist patentiert worden. Der Stoff wird aus Holz ge-



schäffen, mit Wasser zu einem flüssigen Brei gemischt, und aus diesem werden unter starkem, hydraulischem Druck die rohen Gefäße gepreßt. Die Formen werden dann getrocknet, poliert und durch Imprägnierung bei hoher Temperatur wasserdicht und widerstandsfähig gemacht. Diese einfache Herstellungsart läßt zur Genüge erkennen, daß in sanitärer Beziehung den Holzstoffgefäßen nicht das geringste Bedenken entgegenzubringen ist, da sie gar keine gesundheitsgefährlichen Substanzen enthalten. Als weiterer Vorzug gegenüber anderen Gefäßen sei noch erwähnt, daß die Holzstoffgefäße nicht, wie jene aus Holz, zusammenfallen und auseinanderfallen, sondern sowohl beliebige Zeit leer stehen können, als auch gegen jeden Temperaturwechsel unempfindlich sind. Ferner ist ein Abstoßen, Rosten und Zerbrechen, wie bei Metall-, Glas- und Porzellangefäßen, hier natürlich ganz ausgeschlossen. Endlich ist der im Verhältnis zu anderen Gefäßen niedrige Preis hervorzuheben, während das geringe Gewicht dieser Holzstoffgefäße sie gleichzeitig auch für den Versand nach außerhalb besonders geeignet erscheinen läßt.

Zunächst werden aus dem Holzstoff nur Hohlgefäße in konischer und cylindrischer Form hergestellt; beispielsweise Eimer in verschiedenen Formen, Transportgefäße, Abwaschwannen, Schüsseln u. s. w., und zwar sämtlich von 2 bis teilweise zu 65 Litern Kubikinhalt steigend. Die unten genannte Firma veredelt genaue Abbildungen, Größenverhältnisse und Preise enthaltende Musterblätter kostenfrei.

Bezugquelle: Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Holzzeinelagearbeit.

Nachdruck verboten.

Unter den in den Museen aufgestellten Kunstwerken der letzten vier Jahrhunderte finden wir Holzzeinelagearbeiten (Zintarsia) in den verschiedensten Verwendungen vor. Bald schmücken die farbigen Ornamente Frieze, Gesimse und Paneelfüllungen, bald sind Kästen, Truhen, Tischplatten, Kirchenstühle und Musikinstrumente damit bekleidet, stets aber verleiht diese Art der Verzierung dem geschmückten Gegenstande einen ganz eigenartigen erhöhten Reiz.

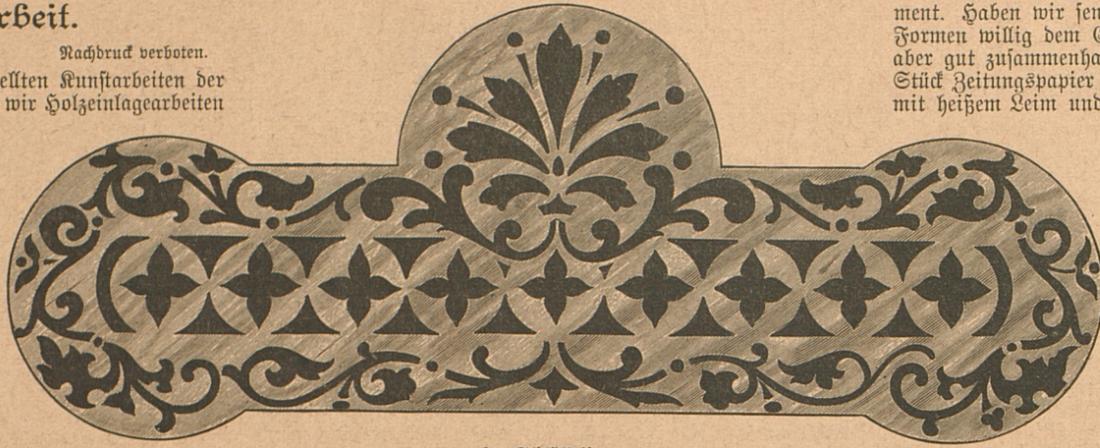
Bei den allereinfachsten Holzzeinelagearbeiten finden wir zum mindesten zwei Holzfarben vor, entweder ist der Grund hell und das Ornament dunkel oder umgekehrt. Zur Herstellung dieser Einlagen wollen wir zunächst einmal ein sehr leicht zu verarbeitendes Material nehmen. Wir benutzen ein Blatt weißen und ein Blatt blauen Papiers; das gewöhnliche Schreib- und Deckpapier genügt. Beide Blätter heften wir mit etwas Gummi arabicum zusammen, pausen auf die obere weiße Fläche ein leichtes Ornament und schneiden dann mit einem scharfen Messer die Zeichnung aus. Nachdem sämtliche Umrisse umschnitten sind, können wir die Zeichnung als Ausschmittle ausheben und erhalten dabei zwei ganz gleich große Ornamente, blau und weiß, und zwei ganz gleiche Grundflächen. Nach dem Auseinandernehmen der Blätter ist es ein Leichtes, das blaue Ornament in den weißen Grund und das weiße Ornament in den blauen Grund hinein zu passen. Wir haben also hier das leicht zu erfassende Grundprinzip der Zintarsia-Arbeiten.

Statt des Papiers nehmen wir jetzt zur Ausführung einer ersten Arbeit zwei farbige Journiere. Für die weiße oder helle Farbe benutzen wir Alhorn, für die dunkle Kuschbaum. Das Vorteilhafte hierbei ist, daß wir zur selben Zeit immer zwei gleiche Arbeiten, nur in den Farben verschieden, herstellen können. Um diese Technik gleich praktisch zu verwenden, wollen wir ein einfaches Schlüsselbrett als Anfangsarbeit schneiden, um später auf kompliziertere Dekorationen eingehen zu können.

Die Zeichnung Fig. 1 ist entsprechend zu vergrößern, bis wir eine Länge von 28, und eine Höhe von 10 cm erhalten. Die hierzu nötigen Journiere müssen stets etwas größer als das genaue Maß der Arbeit genommen werden, wir würden deshalb 30 cm Länge und 12 cm Breite zur besseren Handhabung vorziehen. Das Journierholz liefert jeder Galanteriewarenhändler, der uns auch später die Arbeit fertigstellt.

Unsere beiden Holzplatten, welche die Stärke von gutem Kartonpapier haben, können wir nicht mit Gummi an den Ecken zusammenheften; dieser würde nicht genügend halten. Wir sind daher gezwungen, die Platten mit feinen Drahtstiften zusammenzunieten. Hierzu nehmen wir die feinen Stiften, wie wir sie in den Cigarrentischen haben, schlagen diese durch die Ecken der Journiere (Fig. 2), kneifen mit der Zange das spitze Ende ab (Fig. 3) und nieten durch leichtes Aufschlagen mit einem feinen Hämmerchen (Fig. 4) den abgekniffenen Stift breit. Es ist hierbei zu beachten, daß jedesmal beim Nieten der Kopf des Nagels auf einem Eisen- oder Stahlstück liegen muß, da der Drahtstift sich sonst nach unten durchschlagen, aber nicht unnieten lassen würde. So einfach diese Arbeit ist, so ist es doch erwünscht, zunächst mit alten Cigarrentischen einige Proben zu machen, bis die erforderliche Fertigkeit vorhanden ist. Das Original, das wir schon gezeichnet haben, müssen wir jetzt auf die Platte übertragen. Hierbei können wir zwei Arten anwenden, entweder übertragen wir die Originalzeichnung durch Unterlegen von blauem Pauspapier auf die helle Fläche, oder wir fertigen eine Pause und kleben diese mit Stärkekleister auf die zusammengemiezelte Journierplatte.

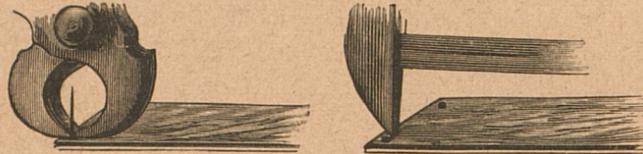
Das Schneiden ist daselbe wie bei den gewöhnlichen Laubsägearbeiten. Die Handhabung der Laubsäge, die wohl in jedem Hause vorhanden, ist so bekannt, daß ein weiteres Eingehen hierauf unnötig erscheint. Beim Schneiden ist zu beobachten, daß der Bohrer, mit dem wir in der Kontur den Anfang bohren, sehr fein sein muß, ferner auch die Laubsägeblätter nicht zu stark genommen werden dürfen und daß der Schnitt möglichst senkrecht zur Fläche geführt werden soll. Beim Arbeiten lassen sich die Sägepläne in einem Kästchen oder einem Stück Papier sammeln. Ist eine Figur ausgeschnitten, so legen wir sie auf die der Zeichnung entsprechende Stelle. Es ist deshalb nötig, die Originalzeichnung auf ein Reißbrett aufgesteckt zu lassen, bis die Arbeit beendet ist. Sind sämtliche Stücke ausgeschnitten, so legen wir ein Messer zwischen die Ecken des Grundes und heben



1. Schlüsselbrett.



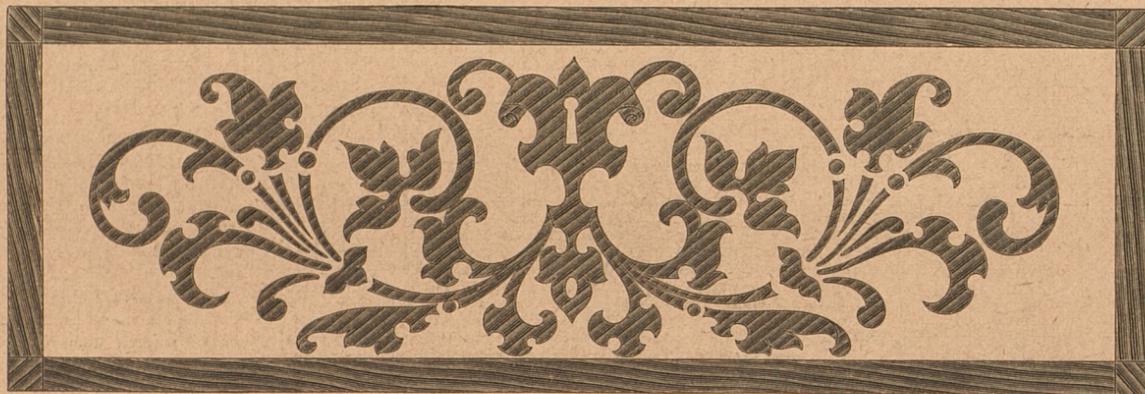
2. Durchschlagen der Journierecken.



3 und 4. Handhabung von Zange und Hammer.

vorsichtig das obere Blatt ab, oder wir nehmen die Zange, fassen vorsichtig unter den umgenieteten Knopf, kneifen den feinen Drahtstift durch und heben dann leicht das erste Blatt ab.

Hierauf können wir mit der Einlage beginnen. In den weißen Grund kommt, wie schon angegeben, das dunkle Ornament und umgekehrt in den dunklen Grund das weiße Ornament.



6. Kästchen für Schmuckfächer und dergl. (Vorderseite).



7. Kästchen für Schmuckfächer und dergl. (Seitenteil).



8. Kästchen für Schmuckfächer und dergl. (Deckel).

ment. Haben wir senkrecht geschnitten, so werden sich auch die Formen willig dem Grunde anpassen. Damit wir das Ganze aber gut zusammenhalten können, nehmen wir zum Schluß ein Stück Zeitungspapier so groß wie das Journier, befeuchten es mit heißem Leim und legen die klebende Seite auf unsere Arbeit. Ein leichtes Andrücken kann nur von Nutzen sein, damit sich etwaige Luftblasen verziehen. Durch Auflegen eines zweiten Blattes Papier und durch Beschweren der Arbeit mit einem Brett oder dergl. erhalten wir beim Trocknen eine ganz glatte Fläche. Sobald der Leim trocken ist, drehen wir die Platte vorsichtig um, mischen die vorher gesammelten Sägepläne mit warmem Tischlerleim und reiben diese dickliche Masse in die Fugen, welche durch das Schneiden entstanden sind. Es ist hierbei am einfachsten so zu verfahren, daß wir die Mischung (etwa einen halben Theelöffel voll) auf das Journier bringen und mit der Fingerspitze durch rotierendes Reiben über die ganze Holzfläche einwischen. Der Leim und einzelne Sägepläne, welche auf dem Journier haften bleiben, schaden der Arbeit nichts. Sobald die Arbeit trocken ist, bekommt der Tischler die Platte; er richtet sich nach der Originalzeichnung, legt das entsprechende Brett unter, beschneidet und poliert es, zieht die Haken ein und macht das Brett zum Gebrauch fertig.

Diese Arbeit sollte der erste Versuch sein, wir lassen daher eine zweite, etwas kompliziertere folgen. Auch hier sind nur zwei Hölzer erforderlich. Fig. 5 giebt die Vorlage zum Deckel eines Kästchens, das 33 cm lang, 20 cm breit und 11 cm hoch gedacht ist. Die Form geht etwas aus dem Alltäglichen heraus, damit die Flächen recht zur Geltung kommen. Vorderseite mit Schlüsselblech (Fig. 6) und Seitenteil (Fig. 7).

Weitere Vorlagen für Möbel, Thürfüllungen und andere Gebrauchsgegenstände können wir aus Rücksicht auf den beschränkten Raum nicht bringen; es ist indes ein Leichtes, bei Neubeschaffung von Möbeln, sie mit derartigen Einlagen verzieren zu lassen. Der Tischler hat nur die vorhandenen glatten Einlagen bei Spinden, Büffetten u. s. w. herauszunehmen und dafür die in den entsprechenden Größen geschnittenen und polierten Arbeiten einzusetzen. Interessenten wird der Unterzeichnete gern mit Rat zur Hand gehen.

Zum Schluß sei noch in technischer Beziehung erwähnt, daß es nichts schadet, wenn sich das eingelegte Journier, nachdem es beklebt ist, ein wenig zieht oder beim Trocknen krumm wird. Ebenjowenig schaden entstandene Risse. Nur Sorge man dafür, daß die eingeleigten Stücke der Hölzer fest liegen, daß nichts abspringt oder gar verloren geht; ein Nachschneiden zur Ausfüllung derartiger Defekte ist sehr schwer, wenn nicht unmöglich.

In Bezug auf Farbenzusammenstellung können wir statt der zwei- natürlich auch mehrfarbige Arbeiten herstellen, indem wir statt der angegebenen zwei Journiere drei, vier oder mehrere mit einemale schneiden. Bei der Wahl der Farben sind Holztöne, also nicht künstlich gefärbte Journiere entschieden vorzuziehen. Gelblich, Gelb, Braun, Rot, Oliv, Schwarz, Weiß und Grau sind zu empfehlen, Blau, Zinnoberrot, Violett und Grasgrün entschieden zu vermeiden.

Füllungen zu Tischblättern, die aus dünnem Laubsägeholz angefertigt sind, können auch, sobald sie auf eine zweite Holzunterlage geleimt sind, in den ausgefügten Teilen mit farbigen Füllmassen (entweder aus 1 Teil Ammoniak, in 6 Teilen heißem Wasser gelöst, und 3 Teilen weißem, leichtem Schellack, oder aus je 1 Teil pulverisiertem Bimsstein und pulverisiertem Schellack, über Kohlenfeuer geschmolzen, sowie dem nötigen Farbenzusatz bestehend) versehen werden. Oskar Hülker.

Wir lenken die Aufmerksamkeit unserer Leser auf den dieser Nummer beigelegten Prospekt der Firma J. Engelhorn in Stuttgart, betreffend: „Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.“

Mit dieser Nummer schließt das III. Quartal. Das Abonnement auf das neue Quartal bitten wir baldigst erneuern zu wollen, damit in der Zufindung der erscheinenden Nummern keine Unterbrechung eintritt. Besonders bei den Postanstalten ist die ausdrückliche und rechtzeitige Erneuerung des Abonnements erforderlich. Alle Postanstalten und Buchhandlungen nehmen jederzeit Abonnements auf den „Bazar“ an zum Preise von **2 1/2 Mark oder 1 1/2 fl. pro Quartal.** Administration des „Bazar“.